

STUDIEN ZUM NEUEN TESTAMENT UND SEINER UMWELT (SNTU)

Serie A, Band 9

Herausgegeben von DDr. Albert Fuchs
o. Professor an der Theologischen Fakultät Linz

Die „Studien zum Neuen Testament und seiner Umwelt“ (Serie A = Aufsätze) erscheinen seit 1976, mit Originalaufätzen oder bearbeiteten Übersetzungen sonst schwer zugänglicher Artikel.

Inhaltlich werden wissenschaftlich-exegetische Arbeiten bevorzugt, gelegentlich auch historische und philologische Fragen behandelt.

Alle Manuskripte, Korrekturen, Mitteilungen usw., die die Serie betreffen, werden an den Herausgeber, Prof. DDr. Albert Fuchs, Blütenstr. 17, A-4040 Linz, erbeten. Es wird darum ersucht, die Manuskripte in Maschinschrift einseitig beschrieben, spationiert (auch und besonders die Fußnoten) und in druckreifem Zustand einzusenden (eine Zusammenfassung, deren Umfang 10–15 Zeilen nicht übersteigen soll, ist sehr erwünscht).

Abkürzungen, Zitate und Schreibweise (Angabe von Untertitel, Reihe usw.) sollten den bisher erschienenen Bänden entsprechen bzw. sich nach LThK² und IATG richten. Biblische Namen (mit Ausnahmen) nach den Loccumer Richtlinien, Bibelzitate nach der deutschen Einheitsübersetzung, Hebräische Texte werden in Transkription gedruckt.

Anschriften der Mitarbeiter

Prof. Dr. Udo Borse, D-5357 Swisttal-Straßfeld

Prof. Dr. Edouard Cothenet, 30 Rue Porte-Jaune, F-18000 Bourges

Prof. DDr. Albert Fuchs, Blütenstraße 17, A-4040 Linz

Prof. Dr. Hans Hübner, Nikolausberger Weg 5b, D-3400 Göttingen

Prof. I. H. Marshall, Univ. of Aberdeen, King's College, Aberdeen AB9 2UB

Prof. Dr. Alexander Sand, Postfach 2148, Universitätsstraße 150, D-463 Bochum-
Querenburg

Prof. Dr. Josef Zmijewski, Kirchstraße 3, D-6400 Fulda

Für Abweichungen in der Zitierweise sind die Autoren verantwortlich.

© Prof. DDr. A. Fuchs, Linz 1984. Alle Rechte vorbehalten. – Gefördert vom Bundesministerium für Wissenschaft und Forschung in Wien

Bestelladresse:

Studien zum Neuen Testament und seiner Umwelt
A-4020 Linz, Harrachstraße 7 / Austria

INHALTSVERZEICHNIS

ALEXANDER SAND	
Überliefern und Bewahren. Zum Traditionsverständnis Jesu und der urchristlichen Gemeinden	5
JOSEF ZMIJEWSKI	
Neutestamentliche Weisungen für Ehe und Familie	31
EDOUARD COTHENET	
Le baptême selon S. Matthieu	79
ALBERT FUCHS	
Versuchung Jesu	95
HANS HÜBNER	
Der vergessene Baruch. Zur Baruch-Rezeption des Paulus in 1 Kor 1,18–31	161
UDO BORSE	
„Tränenbrief“ und 1. Korintherbrief	175
I. HOWARD MARSHALL	
Faith and Works in the Pastoral Epistles	203
REZENSIONEN	219

REZENSIONEN

G. Muhlack, *Die Parallelen von Lukas-Evangelium und Apostelgeschichte* (Theologie und Wirklichkeit, 8), Frankfurt - Bern - Las Vegas (Verlag P. Lang), 209 Seiten, kart. sfr 36,-

Das Buch, das ohne Vorwort einsetzt, dürfte – wie aus den Umschlagangaben vermutet werden kann – auf eine Dissertation oder eine ähnliche theologische Arbeit der Autorin, die in Frankfurt und Heidelberg evangelische Theologie studiert hat, zurückgehen. Nach ihren eigenen Mitteilungen waren dort H. W. Bartsch, H. Thyen und E. Dinkler für ihr Studium von bestimmender Bedeutung.

Inhaltlich greift M. die aktuelle Frage nach Existenz und Eigenart eines Lk und Apg umfassenden Konzeptes des dritten Evangelisten auf, die im Lauf der exegetischen Forschung sehr unterschiedlich beantwortet wurde. Anders als Ph. Vielhauer, H. Conzelmann oder E. Grässer und in Gegensatz zu ihnen interpretiert die Autorin die Apg eschatologisch, d. h. „in den ersten Erfolgen christlicher Mission sieht sie die von Deuterocesaja verheißene Verkündigung des Heils Gottes an die Heiden“ (13f). Ihr Anliegen ist es deshalb, bei Lk das Bestreben nachzuweisen, die Ereignisse der Apg als Fortsetzung und Entfaltung der bereits mit dem historischen Jesus gegebenen Ansätze darzustellen. So setzt sie etwa Apg 3,1–10 (Heilung eines Gelähmten durch Petrus) und Apg 14,8–18 (Heilung eines Gelähmten durch Paulus) der Heilung eines Gelähmten durch Jesus (Lk 5,17–26) gegenüber und entnimmt ihrer Analyse, daß „das Wunder Jesu vorweg (nimmt), was zur Zeit der Apostelgeschichte in seinem Namen der ganzen christlichen Gemeinde möglich ist“ (37). Analog werden Lk 7,1–10 (Hauptmann von Kapharnaum) und Apg 10,1–8 (Hauptmann Cornelius) bzw. die Auferweckungsperikopen von Lk 7,11–17 (Toter von Nain); 8,40–56 (Tochter des Jairus) und Apg 9,40–41 (Erweckung der Tabitha durch Petrus); 20,10–12 (Erweckung des Eutychos durch Paulus) miteinander konfrontiert. Während im ersten Abschnitt die „Frage nach dem Zugang der Heiden zum Reich Gottes“ (49) zu beantworten versucht wird, je nach der heilsgeschichtlichen Situation verschieden, machen die Totenerweckungen das Kommen des Gottesreiches auf andere Weise deutlich. Auch hier geht es um einen „heilsgeschichtlichen Prozeß. Jesus hat es [das Reich Gottes] vorwegnehmend proklamiert, in der Christenheit ist es Wirklichkeit geworden“ (71).

Nach diesem ersten Teil, der die Wunder Jesu und der christlichen Apostel umfaßt (15–71), vergleicht die Autorin im zweiten Abschnitt (73–115) die Speisungswunder, die Lk Abendmahlsdarstellung und das urchristliche Gemeindemahl

in der Apg; im dritten Teil (117–139) kommen die 1k Antrittspredigt (Lk 4,16–30), die Pfingstpredigt des Petrus (Apg 2,14–36) und die Predigt des Paulus in Antiochien (Apg 13,14–52) zur Sprache. Auch hier ist das Resultat, daß „der Heilsplan Gottes . . . die Zeit Jesu mit den Epochen (verbindet), die ihr folgen“ (136) bzw. „daß die christliche Gemeinde die Erfüllung des Wirkens Jesu praktiziert“ (141).

Sosehr diese Thesen das Interesse des Lesers erwecken und nicht so ohne weiteres beiseitegeschoben werden können, sosehr bedauert man, daß sie im Lauf der Demonstration nicht gründlich genug untermauert werden. Nicht nur in den Zusammenfassungen, auch in der Einzelanalyse bleibt vieles in Andeutungen stecken. Die Autorin versteht es zwar, auf eine Menge von Beziehungen und Zusammenhängen hinzuweisen, doch sind diese sehr oft blaß und zu allgemein. Zum Schaden der Arbeit ist die Frage der Historizität thematisch gänzlich ausgeklammert, was neben einer etwas zerflatternden Argumentation dazu beiträgt, daß auch das literarische Profil der 1k Redaktion und ihr theologisches Anliegen zuwenig deutlich zum Ausdruck kommen.

Abgesehen davon ist die Untersuchung durch die Annahme einer Mt-Priorität (!) belastet, was sich nur durch einen ausgiebigen Mangel an jeder gründlichen synoptischen Analyse erklären läßt. Mk benützt den Mt, Lk ist von Mk abhängig. — Die Anmerkungen stehen leider nur im Anhang und bedürften in vielen Punkten der Verbesserung. Erstaunlich ist auch die Literaturverwendung der Autorin, da z. B. bei den Lk-Kommentaren J. Ernst, G. Schneider und H. Schürmann fehlen, bei Mk R. Pesch abgeht und, um nur noch ein Beispiel anzuführen, für Mk 2,1–12 parr sowohl B. Reicke (Fs. Kilpatrick) wie H. J. Held unbekannt sind. Es verwundert dann nicht, daß die Autorin unter Verkennung jeder Redaktion imstande ist, Mt als Grundtext auszugeben. Darüber hinaus ist es kaum glaublich, daß M. — von minimalen Ausnahmen abgesehen — nur protestantische Publikationen zu kennen scheint, was nicht nur unzeitgemäß, sondern auch in höchstem Maß unwissenschaftlich ist. (So vermißt man z. B. W. Radl, Paulus und Jesus im lukanischen Doppelwerk. Untersuchungen zu Parallelmotiven im Lukasevangelium und in der Apostelgeschichte [EH 23/49], Bern 1975, — ein Buch, das für das Thema Muhlacks höchst einschlägig gewesen wäre!) Wie bereits erwähnt, sind viele Beobachtungen und Anregungen in der vorgelegten Skizze aber trotzdem von Nutzen, wenn dies auch nicht mit dem Verzicht auf mehr wissenschaftliche Qualität verbunden sein müßte.

W. Schenk, *Die Philipperbriefe des Paulus. Kommentar*, Stuttgart - Berlin - Köln - Mainz 1984 (Verlag W. Kohlhammer), 352 Seiten, geb. S 764,—

Mit der vorliegenden Publikation hat sich der Autor das Ziel gesetzt, in Form eines Kommentars zu einer ganzen ntl. Schrift die von vielen gestellte Frage zu beantworten, „was . . . die allgemeine Linguistik wie die spezielle Textlinguistik für die Exegese aus(tragen)“ (13). Mit Interesse nimmt man deshalb das Buch zur Hand, auch wenn man die Einschränkung des Verfassers berücksichtigt, daß „die Ausführungen . . . in allen Aspekten [erst bzw. noch] Entwurfcharakter (haben)“ (14). Sch. setzt dem eigentlichen Kommentar ein theoretisches Kapitel über „Linguistik und Exegese“ (13–28) voran, wie auch eine kurze „Literaturgeschichtliche Zusammenfassung“ (331–340) die Erklärung abschließt. In letzterem Abschnitt erhält der Leser Auskunft über die Hss, aus denen der Text des Philipperbriefs rekonstruierbar ist, und einen Überblick über den Wortgebrauch des Briefes; dann folgen Erläuterungen zu den Teilungshypothesen, denen sich der Verfasser anschließt (vor allem Schmithals und Bornkamm); eine Liste von Formulierungen, die Sch. für vorgeprägt hält; Bemerkungen zu den Abfassungsverhältnissen der philippischen Korrespondenz und ein kurzer Abriss über die früheste Verwendung der Philipperbriefe. In Anlehnung an die genannten Autoren, zugleich aber unter Ablehnung des als zu intuitiv und emotional empfundenen „Deduktivismus der klassischen Formgeschichte“ (334) kommt Schenk zu einer Aufteilung des Stoffes in die Briefe A (= 4,10–23), B (= 1,1–3,1 + 4,4–7) und C (= 3,2–4,3.8f). Ohne auf Weiteres eingehen zu können, wird es sicherlich auf (unterschiedliches) Interesse stoßen, es sei bezüglich des „angeblichen Hymnus“ Phil 2,6–11 „am naheliegendsten, in dem kerygmatischen Text Phil 2,6–11 ganz direkt ein phil Produkt zu sehen, das dem hellenistischen Mythos des ab- und aufsteigenden Erlösers nächststeht als dem jüdischen, davon abgeleiteten Schema der Weisheits-Sendung. Der vorherrschenden Meinung, daß hier ‚ein sehr altes Christuslied‘ vorliege, muß daher der Abschied gegeben werden. Pl schickt vielmehr eine phil Ad-hoc-Formulierung kommentiert zurück“ (336).

Der eigentliche Kommentar sucht die grammatisch-syntaktische, die semantische und die pragmatische Dimension des Textes zu erhellen, wobei die verwendete Sprache oft „linguistisch“ ist, d. h. das Verständnis nicht immer erleichtert. Ohne daß man sagen könnte, daß der folgende Text schlechthin typisch sei für das ganze Buch, gibt er doch einen Einblick in die Sprache des Autors. Mit Bezug auf die ethische Seite von Phil 1,9 erläutert Sch. etwa: „Der Sache nach schließt jede wirk-

liche menschliche ‚Erkenntnis‘ das Moment des Verbindlichen ein, denn entsprechend der unumkehrbaren hierarchischen Sprachstruktur von vorgeordneter Semantik und ihr immer nachgeordneter und von ihr abhängiger Pragmatik trägt jede lokutionäre Aussage ein illokutionäres Potential in sich selbst. Daß die protestantische Maxime von ‚eigentlicher‘ Anerkenntnis und nur vorläufiger Erkenntnis gar kein theologisches Proprium darstellt, zeigt die Strukturparallele, die sie in dem Leninschen Satz (aus: Materialismus und Empiriokritizismus) hat: ‚Die Wahrheit ist parteilich.‘ Auch hier wird die Pragmatik der Semantik übergeordnet, womit man mehr an der Brauchbarkeit und Wirksamkeit interessiert ist. Die gemeinsame Antithese von Protestantismus und Leninismus gegen den logischen Empirismus des Wiener Kreises ist deutlich. Will man die leninsche Maxime sprachanalytisch orten, so kann man sagen, daß sie den Ausdruck ‚Wahrheit‘ nur metaphorisch als pragmatische Kategorie verwendet, als menschliche Verhaltensweise des Strebens nach Wahrheit, aber nicht im eigentlichen semantischen Sinne als positive Eigenschaft von Aussagen. Nimmt man beide Formen der theologischen wie leninschen Maxime nicht in ihrem bloß metaphorischen Sinn, so entstehen unzulässige Vermengungen, falsche Verallgemeinerungen und Scheinlösungen. Beide bedürfen der linguistischen Präzisierung, um nicht ideologisches Mittel in den Händen derer zu werden, die damit nur die Interessen von bestehenden Gruppen und ihren Machtverhältnissen verschleiern. Auf theologischer Ebene ist das mittels der Diastase von ‚Glaube‘ und ‚Vernunft‘ (bzw. ‚Wissen‘) vollzogene Abwehrreaktion gegen das hermeneutische Wirksamwerden von kritischen Konsequenzen aus den exegetischen Erkenntnissen“ (115f). — Nichtsdestoweniger werden die zahllosen Detaillierungen und Strukturanalysen Ausgangspunkt weiterer Überlegungen sein können, die in Annahme oder Ablehnung ihren Beitrag zu einem besseren Verständnis des Textes leisten werden.

Linz

A. Fuchs

A. F. J. Klijn, *An Introduction to the New Testament*, Leiden 1980 (Verlag E. J. Brill), XIV + 237 Seiten, kart. hfl 28,—

Diese englische Übersetzung eines holländischen Originals geht u. a. auf ein Gastsemester des Autors an der Boston University zurück, sammelt aber vor allem seine Erfahrungen bei den Einleitungs-Vorlesungen an der Univ. Utrecht. Eine Folge dieser Tätigkeit ist offenkundig die klare, übersichtliche Darstellung des Stoffes und der leicht lesbare Stil. Besonders für einen Anfänger wird sich die Kürze und

Prägnanz, mit der die einzelnen Kapitel vorgestellt werden, als Gewinn herausstellen; andererseits läßt sich dadurch aber nicht immer der Eindruck vermeiden, als sei bereits alles gesagt, wo die Probleme in Wirklichkeit viel komplizierter sind. Mit einem stärkeren Verweis auf verschiedene Literatur hätte man das leicht vermeiden können.

Der Verfasser bewältigt den Stoff in der Weise, daß er nach einem kurzen Überblick über die Geschichte der Einleitung die Synoptische Frage inhaltlich und forschungsgeschichtlich darstellt, wobei er gleichzeitig auch die formgeschichtliche Methode streift. Trotz einer neuen Überschrift „Von Jesus zu den Evangelien“, wird in diesem Abschnitt nur fortgesetzt, was man eigentlich bei der Behandlung der Syn. Frage erwarten würde; die durch den Titel angedeutete vorevangeliiare Periode der mündlichen Überlieferung kommt hier nicht zur Sprache.

An diese allgemein orientierenden Kapitel schließt sich die „spezielle Einleitung“ an, die bei den Paulusbriefen noch in zwei eigenen Paragraphen auf Zahl und Eigenart der Briefe, ihre Verbindung mit dem Leben und der Missionstätigkeit des Paulus, ihre Rolle für die Urkirche und schließlich den Sammlungsprozeß dieser Korrespondenz eingeht. Einer öfter anzutreffenden protestantischen Tradition entsprechend kommen erst anschließend der Kanon und die Textgeschichte des NT zur Sprache, was sich abgesehen von anderen Gründen besonders auch pädagogisch empfehlen mag, da die manchmal etwas dünnen Realien dieses Teils einer ntl. Einleitung einen Leser bei anderen Anordnungen des Materials leicht ein wenig verschrecken können. Mehrere „Anhänge“ zu Papias, Chronologie des Paulus, Delphi-Inschrift, Verhältnis von Kol zu Eph, Kanon Muratori und eine teilweise kommentierte Bibliographie ergänzen das Buch.

Inhaltlich sieht man sich einem Autor gegenüber, der relativ zurückhaltend ist und weitgehend einen konservativen Standpunkt vertritt bzw. die Resultate der Forschung der letzten Jahrzehnte nicht ausreichend zur Kenntnis nimmt. Das zeigt sich u. a. darin, daß er bei den Einleitungen zwar Appel (1922) anführt (4), dafür aber Schäfer (1952) oder Wikenhauser-Schmid (1973) nicht nennt. Ähnlich wird – gleich hier und nicht im entsprechenden Abschnitt – W. R. Farmer, *The Synoptic Problem*, New York - London 1964 als bedeutsames Werk vorgestellt, aber keine Silbe darüber gesagt, daß es sich um eine extreme und unhaltbare Position handelt, die zwar viel Aufmerksamkeit erregt hat, aber die Forschung sachlich nicht weiterbringt. Die bekannten Übereinstimmungen gegen Mk lassen K. zurecht einen von Mk verschiedenen Text als Grundlage für Mt und Lk annehmen, kamen seiner Meinung nach aber vermutlich durch Zufall zustande (18f). Daß hier die neuere Literatur nicht benützt wurde, geht wie in anderen Fällen zu Lasten des Autors, der etwa auch bei Q weder Lührmann noch Hoffmann noch Polag erwähnt, um nur

einige der wichtigsten Namen zu nennen (19f). Mk ist vor 70 verfaßt, — gegenteilige Thesen werden nicht genannt; im Widerspruch zu den Tatsachen folgt Lk bei 6,20—8,3 und 9,51—18,14 nur Q und seiner Sonderquelle (27.39). Von den Paulusbriefen sind nur die Past nicht authentisch, und Lk ist der Reisebegleiter des Paulus, wie vor Vielhauer und allen dagegensprechenden Argumenten seither (65). Demgemäß erfährt man nur wenig über die Sammlung der Briefe und eine vermutete „Paulusschule“ in Korinth, überhaupt nichts über ein mögliches deuteropaulinisches Zentrum im Bereich von Ephesus. Eph hängt nicht vom Kol ab, vielmehr ist eine mündliche Überlieferung für die verwandten Züge maßgeblich gewesen (102). Ohne Rücksicht auf Lindemann, Dassmann oder Merklein, um wieder nur einige zu nennen, heißt es nach der behaupteten paulinischen Verfasserschaft des Eph kategorisch: „there is no reason why anyone else should have published this letter under Paul's name“ (104), wie man auch die paulinische Verfasserschaft des 2 Thess nicht bezweifeln muß (123), besonders wenn man Trilling ganz außer acht läßt. Analog ist es auch bei der Gesamtbewertung des Paulus nach Klijn „nicht zu viel zu behaupten, daß viele Christen Paulus während seines Lebens nicht akzeptierten, daß er aber nach seinem Tod akzeptiert wurde, weil man ihn falsch verstand“ (73)!

Es erscheint dem Rezensenten zweifelhaft, ob man — auch in einem Lehrbuch, das nur Basiswissen vermitteln möchte (XI) — die neuere Literatur so stark vernachlässigen kann, daß nur mehr die halbe Information zustandekommt, und mehr als einmal die falsche: Gerade bei einer überarbeiteten (IV) zweiten Auflage wäre zumindest in einem Anhang die Gelegenheit gewesen und hätte aufgrund der Forschungslage die Notwendigkeit bestanden, verschiedene Aussagen zu revidieren oder zu ergänzen. Gerade wenn es sich um ein Aushängeschild der protestantisch-holländischen Einleitungswissenschaft für Amerika handelt, wie das Vorwort von P. S. Minear meint, wäre das wohl zum Vorteil gewesen. Diese Randbemerkungen können und sollen aber den Wert des Buches nicht verdecken, der in nicht geringem Maß in seiner schon erwähnten Prägnanz und Klarheit liegt, die für viele eine nützliche Verwendung garantiert.

Linz

A. Fuchs

D. Mann, Das Neue Testament verstehen. Einführung, Auslegung und Hinführung zu einem lebendigen Glauben (Bibel - Kirche - Gemeinde, 19), Konstanz 1984 (Christliche Verlagsanstalt), 432 Seiten, kart. DM 19,80

In den letzten Jahren, besonders in den letzten zwei Jahrzehnten, ist die Zahl der Hilfsmittel für das sachgerechte Studium der Hl. Schrift in erstaunlichem Maß

gewachsen und erfreulicherweise hat nicht nur die wissenschaftliche Forschung in ihrem eigenen Bereich ungeahnte Fortschritte gemacht, sondern ist auch die Zahl jener Publikationen bedeutend größer geworden, die das in vielen eingehenden Studien Gewonnene leichtverständlich einem größeren Interessentenkreis zugänglich machen. Zu diesen ist auch die vorliegende Einleitung zu rechnen, die von einem Fachmann sowohl auf dem Gebiet der ntl. Exegese wie der Didaktik erarbeitet wurde. Es ist die erklärte Absicht des Autors, Grundkenntnisse zu *allen* Schriften des NT zu vermitteln, da den meisten Christen von heute im Durchschnitt nur ausgewählte Perikopen oder „Bücher“ bekannt sind. Das bringt notwendigerweise einige Vereinfachungen mit sich, doch wird der Leser mit den wichtigsten Fragen und Problemen konfrontiert und mit den Antworten der neueren Exegese vertraut gemacht. Ohne daß man hier auf Einzelheiten näher eingehen kann, wird das Buch im allgemeinen seiner Zielsetzung gerecht und kann es als gute Einführung in die Schriften des NT empfohlen werden.

Linz

A. Fuchs

P. Stuhlmacher (Hg), Das Evangelium und die Evangelien. Vorträge vom Tübinger Symposium 1982 (WUNT, 28), Tübingen 1983 (Verlag J. C. B. Mohr), VIII + 454 Seiten, geb. S 1353,-; DM 178,-

Der vorliegende Band bietet die für den Druck noch einmal überarbeiteten Forschungsberichte und Referate, die anlässlich eines Symposiums 1982 in Tübingen gehalten wurden. Die Tagung geht auf eine Initiative des Herausgebers zurück, der in bezug auf die Evangelien und ihren Entstehungsprozeß „eine neue Forschungssituation . . . gegeben“ (1) sieht, der sich nach seiner Meinung die exegetische Arbeit dringend stellen muß. Denn: „Nach dem Siegeszug der form- und redaktionsgeschichtlichen Evangelienforschung seit 1920 ist heute auch die wissenschaftlich wohlbegründete Kritik an einigen überlieferungsgeschichtlichen Prämissen der Formgeschichte zu berücksichtigen“ (aaO.). Längst hat sich ja gezeigt, daß deren Urheber nicht bloß taub waren gegenüber zahlreichen berechtigten Einwänden verschiedenster Autoren an diesem oder jenem Detail, sondern daß sie auch grundlegende Mängel ihres Systems nicht sahen und nicht wahrhaben wollten. Wie die Teilnehmer der Tagung glauben, ergibt sich bei Einbeziehung aller maßgeblichen Faktoren ein beträchtlich verändertes Bild für die Tradition der Synoptiker, mit dem dann die Entstehungsgeschichte des Joh-Ev und das Verhältnis des Paulus zur Jesusüberlieferung der Evangelien zu vergleichen wäre. Sachgemäß ist schließlich auch die Frage nach Entstehung und Inhalt des Begriffs $\epsilon\upsilon\alpha\gamma\gamma\epsilon\lambda\iota\omicron\nu$ vor und bis zu

den kanonischen Evangelien zu untersuchen – insgesamt ein Programm, das grundlegende Fragen der ntl. Exegese berührt und an dem niemand achtlos vorübergehen kann. – Vor allem Weiteren kann man konkret feststellen, daß die Gründlichkeit der wissenschaftlichen Diskussion, die Breite des Materials und der Fragestellungen und die Bedeutsamkeit der Argumente den Band – von einzelnen Punkten abgesehen – zu einer sehr gewichtigen Publikation machen, die ein wiederholtes Studium der einzelnen Aufsätze notwendig macht und die für die weitere Forschung wohl von nachhaltigem Einfluß sein wird.

Nach einem sehr gut orientierenden einführenden Referat des *Herausgebers*, der die Probleme aller oben genannten Forschungsbereiche zur Sprache bringt, folgen 15 weitere Artikel und eine Zusammenfassung der Diskussion, auf die hier nur summarisch bzw. auswahlweise eingegangen werden kann. *E. E. Ellis* nimmt die Methode und die Voraussetzungen der Evangelienforschung allgemein aufs Korn und betont besonders der Formgeschichte gegenüber, daß der Prozeß der Traditionssicherung in der Urkirche von ihr zu unrecht gelehnet wurde. Bedauerlich ist in dem Beitrag jedoch, daß der Verfasser selber der Redaktionsgeschichte mit zu großer Skepsis gegenübersteht und seine Kenntnis dieser Methode anscheinend mehr von Extremen oder nicht gelösten Fragen als soliden Studien auf diesem Gebiet bezieht. Ähnlich steht es mit seiner Ablehnung der Zweiquellenlehre, an der ihm vor allem die Einheitlichkeit, Beschaffenheit und der Umfang von Q höchst fraglich erscheinen, wenn ihm darin später von A. Polag auch deutlich widersprochen wird. Sein eigener Vorschlag geht dahin, daß er – wie X. Léon-Dufour bzw. F. Schleiermacher – „einen größeren Komplex von schriftlichen Quellen hinter den Evangelien“ (41) bzw. auch für Q (37) hypothetisch fordert, was zwar schon mehrfach als für die Synoptische Frage unzureichend zurückgewiesen wurde, den Verfasser aber offenkundig wenig berührt.

Auf die Botschaft Jesu selbst ist die Aufmerksamkeit von *O. Betz* gerichtet, der dessen Evangelium vom Gottesreich vor allem in Jes 61,1 und 52,7 verankert sieht. Dagegen wendet sich *B. Gerhardsson* dem Weg der Tradition zu und versucht, mit dem Hinweis auf „*ein regelrechtes Studium* der Worte Jesu“ (86) der alten Behauptung von der schöpferischen Urgemeinde Einhalt zu gebieten. Hier zeichnet sich deutlich das Bemühen ab, das man in vielen Variationen im ganzen Buch findet, die Sorgfalt und Verantwortung zu betonen, die nach Ansicht der Autoren die Weitergabe der ursprünglichen Tradition generell kennzeichnen. Und man könnte nicht sagen, daß damit dem Leser nicht ein Punkt vorgelegt würde, der weit größere Beachtung verdient, als er in den vergangenen Jahrzehnten erfahren hat, und der geeignet ist, das Bild der Überlieferung mehr als bisher ins rechte Lot zu bringen. Die „*einzigartige und unvergleichliche Gestalt*“ Jesu (92) bzw. der Glaube an ihn als

den „einzigsten Lehrer“ für die Kirche garantieren einen konservativen Umgang mit der Überlieferung und machen vorsichtig gegenüber allen von der Formgeschichte behaupteten Innovationen. A. Polag führt Q auf den vorösterlichen Jüngerkreis zurück, doch läßt sich nach ihm „nicht schlüssig beweisen, daß sämtliche Texte, die wegen der Übereinstimmung von Mt und Lk für Q in Anspruch genommen wurden, zu einer einzigen Sammlung gehörten“ (104). Dies gelte besonders für die Einleitungsparikopen Mt 3,7–12 und 4,1–11 par (104, vgl. 106). Hier bedauert man wieder, daß sich auch Polag wie vorher E. Ellis zu wenig mit der vorhandenen Literatur (zu seinem Thema!) auseinandersetzt, die ihn zumindest für Mt 3,11–12 parr mit einer ganz anderen Möglichkeit konfrontiert hätte¹ und ihn für den genannten Stoff in seiner Beobachtung eines „christologische(n) Interesse(s), wie es den anderen Zyklen abgeht“ (106), sogar unterstützen hätte können.²

In einer ganz anderen Welt befindet man sich mit dem Beitrag von R. Pesch zum Jerusalemer Ur-Evangelium, genauer zu Mk 14,12–26. Zunächst setzt sich P. heftig mit seinen Kritikern auseinander, unter denen besonders U. Luz (119–121) und F. Hahn (z. B. 126.137f) von Intensität und Art der Inanspruchnahme überrascht sein werden. Dann argumentiert der Autor, daß Mk 14,22–26 „nur im Zusammenhang der früh in Jerusalem überlieferten Passionsgeschichte verständlich ist und somit als ältestes Überlieferungsgut der Urgemeinde gelten darf“ (154). Zweifel an der Zustimmung aller Leser tauchen auf, wenn P. in Auseinandersetzung mit J. Hainz, der sich wie andere mit dem vom Autor vertretenen Umfang der vor-mk Passion, ihrem hohen Alter und dem daraus abgeleiteten historischen Wert nicht ganz anfreunden kann (122), zu der Folgerung gelangt: „In der Herausforderung durch meine Hypothese tritt m. E. das fundamental gestörte Verhältnis der ntl. Wissenschaft zur Geschichte zu Tage“ (123)! Wenn man bedenkt, daß P. schon dort und da seine Meinung geändert hat, müßte gerade er verstehen, daß mangelnde Gefolgschaft nicht unbedingt in einem gestörten Verhältnis zur Geschichte, sondern fallweise in begründeter Zurückhaltung gegenüber seinen manchmal gewagten Thesen ihre Ursache haben könnte.

Im nächsten Artikel befaßt sich der *Herausgeber* mit der Eigenart des paulinischen Evangeliums. Nach ihm kennzeichnet es die Verkündigung des Paulus, daß er Jesus als *für uns* gestorben verkündet, in Tod und Auferweckung Jesu die Heils-

¹ Vgl. Fuchs, Überschneidungen, 67–73.

² Vgl. auch, was Mahnke, Versuchungsgeschichte, 183–187 zum „Sondercharakter der Versuchungsgeschichte innerhalb der Logienquelle“ schreibt, mit Hinweis auf D. Lührmann, der der Meinung ist, „daß Mt und Lk sie . . . aus anderer Tradition übernommen haben“ (aaO. 187). Siehe auch meinen Beitrag zu dem Thema in diesem Band.

möglichkeit und Rechtfertigung für den Menschen sieht und deshalb das jüdische Gesetz als überholt beiseiteschiebt (24.164). In der Abhandlung von *R. Guelich* kommt der Autor zu der Erkenntnis, daß die Form des Evangeliums nicht aus „vergleichbarer“ Literatur ableitbar, sondern *sui generis* ist. Bestimmend ist die Verkündigung von Jesus als Messias und Sohn Gottes, oder wie *M. Hengel* (224) formuliert: „Nicht die literarische ‚Gattung‘, sondern die darin dargestellte Person und ihr Heilswerk waren ‚einzigartig‘“. — Vom eben Genannten, *G. Stanton*, *I. H. Marshall* und *J. D. G. Dunn* werden der Reihe nach Fragen zum Problem von Tradition und Redaktion im Mk-, Mt-, Lk- und Joh-Ev besprochen und zum Teil bemerkenswerte Resultate zutage gefördert. Hengel wendet sich einerseits gegen die Enthistorisierung des Mk-Ev und „eine hemmungslose Allegorisierung“ (225), andererseits tritt dessen Abhängigkeit von der Autorität des Petrus eindrucksvoll hervor (252–257). Mk ist kein anonymer Christ, sondern „ein theologischer Lehrer, der selbst ein Meister des Wortes und eine urchristliche Autorität gewesen sein muß“ (256). Mt ist nach Stanton weniger urchristlicher Prophet als Exeget der überkommenen Tradition (287). Für Lk ist nicht die ausgebliebene Parusie das bewegende Motiv, Ev. und Apg zu schreiben, sondern die Absicht, die allgemeinere kerygmatische Verkündigung durch die zugrundeliegende Geschichte von Jesus zu ergänzen. Der Evangelist tut es, indem er die Bestätigung des Ev. in der Apg, die Erfüllung der jüdischen Verheißungen, die Sammlung Israels und die Realität der Erlösung aufzeigt. J. Dunn unterstreicht in einer der besten Studien zum Joh-Ev die ausschlaggebende Bedeutung des historischen Hintergrunds für eine richtige Interpretation. Gegen Ende des 1. Jh. befindet sich die joh. Gemeinde in schärfster Auseinandersetzung mit dem rabbinischen Judentum bezüglich des vollen Sinnes des Bekenntnisses Jesu als Christus und Sohn Gottes. Der Evangelist greift die im Judentum aktuelle Diskussion über Gott als Logos bzw. Gott in seiner „Sichtbarkeit“ und „Erkennbarkeit“ auf und wendet sie auf Jesus an. Nicht in der Thora ist Gott „faßbar“, wie die Synagoge behauptet, sondern Jesus ist die Schechinah Gottes, die sichtbare Gegenwart Gottes selbst. „Christus, *nicht* die Thora, ist die Verkörperung der göttlichen Weisheit, die Inkarnation des Wortes Gottes“ (333).

Im folgenden untersucht *L. Abramowski* die „Erinnerungen der Apostel“ bei Justin und *O. Hofius* die „unbekannten Jesusworte“. Letzterer kommt zu der wichtigen Erkenntnis, daß die geringe Zahl von nur sieben Agrapha, die im besten Fall als außerkanonische Jesusworte in Frage kommen, zu dem Schluß führt: „Unsere vier kanonischen Evangelien haben mit großer Vollständigkeit nahezu alles erfaßt, was die Urkirche in der zweiten Hälfte des 1. Jahrhunderts über Worte und Taten Jesu wußte. Hätte es Ende des 1. Jahrhunderts neben den synoptischen Evangelien noch

eine reiche – mündliche oder gar schriftliche – Überlieferung weiteren Logiengutes gegeben, so bliebe unerklärlich, warum die frühe Kirche auf die Sammlung und Bewahrung dieser Worte ihres Herrn keinen Wert gelegt hat“ (379). Es verwundert nicht, daß dem Autor deshalb „überaus fraglich erscheint, daß die frühe Kirche in großem Ausmaß und ohne Hemmungen Worte des irdischen Jesus frei produziert hat“ (381f). Abschließend vergleicht *A. Dible* die Evangelien und die griechische Biographie; es folgt die Zusammenfassung der Diskussion durch *P. Lampe* und *U. Luz* und Register.

Im Überblick zeigt sich sachlich für das angeschnittene Problem einerseits eine erstaunliche *Treue* zur Tradition wie andererseits *auch* „ein großes Maß an Freiheit im Umgang mit der Überlieferung“ (414). „Die Tendenz des Forums ging (jedoch) mehrheitlich dahin, mit mehr Treue in der Traditionsübermittlung zu rechnen als dies in der klassischen Formgeschichte der Fall war“ (431). In diese Richtung dürfte sich wohl auch die exegetische Arbeit der nächsten Jahre bewegen.

Linz

A. Fuchs

H.-H. Stoldt, *History and Criticism of the Marcan Hypothesis*. Übersetzt und herausgegeben von D. L. Niewyk, mit einer Einleitung von W. R. Farmer, Macon - Edinburg 1980 (Mercer University Press / T. and T. Clark), XVIII+302 Seiten, geb. £ 9,50

Das Buch stellt eine geringfügig bearbeitete und ergänzte Übersetzung des deutschen Originals „Geschichte und Kritik der Markushypothese“, Göttingen 1977 dar. Neu ist ein kurzer Einschub des Verfassers S. 241–243, wo er den Formkritikern vorwirft, daß sie sich von der Zweiquellentheorie in die Irre führen ließen und daß sie von Kürzungen, Streichungen oder Auslassungen von Mk-Stoff durch die Evangelisten Mt und Lk reden, wo es sich in Wirklichkeit darum handelt, daß Mk den Stoff des Mt und Lk ergänzt. Mit Bezug auf das Sondergut von Mk 7,32–36 und 8,22–26 hält er den Anhängern der Mk-Priorität vor: „none of them has succeeded in offering an even slightly credible explanation of why Matthew and Luke, independently and without knowledge of each other, should both have omitted the two pericopes in mysterious, inexplicable concord“ (242). Auch bei den Stücken Mk 1,21–28; 9,38–40 und 12,41–44, die bei Mt fehlen, hätten sie „Himmel und Erde in Bewegung gesetzt“, um Gründe für die Auslassung zu finden. Ohne hier näher auf diese Vorwürfe eingehen zu können, verschweigt Stoldt jedenfalls seinerseits den Lesern, warum Mk, der sein Evangelium aus den *viel umfangreicheren* Schriften des Mt und Lk schuf, wie der Autor in Anlehnung an die

Griesbachhypothese behauptet, noch weit mehr an wertvollstem Traditionsgut beiseitegelassen haben müßte (Kindheitsgeschichten, Bergpredigt, Lk 15, Ostergeschichten, um nur die wichtigsten Stücke zu nennen). Denn der bloße Hinweis darauf, daß es sich beim Mk-Ev um „eine geistige Neuschöpfung von selbständigem Charakter“ handle (deutsche Ausgabe, 234) und daß es dem Evangelisten nur um „die alleinige Darstellung der kerygmatischen Wirksamkeit Jesu“ (aaO.) gegangen sei, nimmt dem Verfasser wohl niemand ab, da die Behauptung zu allgemein ist und nirgends im Detail untermauert wird. Stoldt wird sich wie auch die übrigen Anhänger eines Griesbach-Modells die Mühe machen müssen, sich mit den Perikopen und dem synoptischen Text selbst zu befassen, bevor so unglaubhafte weittragende Thesen Anspruch auf wissenschaftliches Gehör beanspruchen können. Im übrigen kann man diesbezüglich auf die Monographie von C. M. Tuckett, *The Revival of the Griesbach Hypothesis. An Analysis and Appraisal* (SNTS MS, 44), Cambridge 1983 verweisen, der zu einem völlig negativen Urteil kommt. Vgl. auch meine Rezension der deutschen Ausgabe von Stoldt, in: SNTU 6/7 (1981–82) 246–249.

Neu ist in der englischen Ausgabe auch ein Anhang, in dem die kleineren angebotenen Ergänzungen des Mk zum Text des Mt und Lk zusammengestellt sind (in der deutschen Ausgabe *im* Text), sowie ein Sach- und Schriftstellenregister. Dazu kommt eine Einführung (XI–XVIII) von W. R. Farmer, in der Stoldts Buch als bedeutender Beitrag zur ntl. Forschung gepriesen und Befriedigung darüber zum Ausdruck gebracht wird, daß die Mk-These, die in Deutschland entstand, hier auch zu Grabe getragen würde. F. sieht die synoptische Forschung jedenfalls durch Stoldt an einem Wendepunkt und die Mk-Priorität am Ende. Denn die Gründe, die man im 19. Jh. dafür anführte, seien durch Stoldt widerlegt, und weder W. G. Kümmel noch F. Neiryneck, „die zwei kompetentesten Verteidiger der Markuspriorität“ (XVII), erheben den Einwand, sie hätten neue gefunden! Man weiß angesichts dieser Sachlage nicht recht, ob man F. mehr zu der glänzenden, seiner eigenen Ansicht sehr nahekommenen Argumentation Stoldts gratulieren soll, von der R. Pesch in seiner Rezension (*ThRev* 75 [1979] 108) freilich nur meint, sie sei „voreingenommen“ und „emotional“, oder dazu, daß sein Blick so fest auf Kümmel und Neiryneck als den „kompetentesten Verteidigern“ der Mk-Priorität gerichtet ist, daß er das weite Feld der übrigen Forschung auf dem Gebiet des synoptischen Problems und der Redaktionsgeschichte souverän, wenn auch zu seinem Schaden, außer acht lassen kann. Fatalerweise bringt es jedenfalls die angeführte und bei Farmer immer wieder beobachtete Beschränkung in der Literaturkenntnis mit sich, daß ihm nicht bewußt wird, daß weder Kümmel noch Neiryneck auf dem Gebiet der synoptischen agreements mit der Forschung Schritt gehalten haben (vgl. G. Strecker - U. Schnelle, Einführung in die neutestamentliche Exegese [UTB, 1253], Göttingen

1983, 51f), — gerade jenem Punkt, der für Farmer fundamentaler Anlaß war, die Zweiquellentheorie zu verwerfen (vgl. *The Synoptic Problem*, New York - London 1964, 94–152)! Da er und die Griesbach-Anhänger allgemein die Argumente der Redaktionsgeschichte als subjektiv verwerfen, verwundert es auch nicht, daß es weder bei SBL- noch SNTS-Diskussionen, wie F. erwartet hatte, unter dieser Voraussetzung zu einer Einigung über die Mk-Priorität kam, was aber weniger an deren fehlenden Sicherheit und Demonstrierbarkeit als vielmehr an der mangelnden Vertrautheit der Genannten mit redaktionsgeschichtlichen Arbeiten liegt.

Ausführlich geht Farmer auf die Kritik Conzelmanns an Stoldt ein, der in dessen Buch den philologischen Detailnachweis vermißt. Farmers Einwände gegen Conzelmann sind aber rein emotional und bringen nur in Erinnerung, daß er selbst in seinen Äußerungen zur Synoptischen Frage jedes gründlichere Arbeiten mit dem konkreten Text vermissen läßt. So bleiben die Argumente am alten Stand, nur daß Farmer gegen Schluß vermutet, deutsche Universitäten möchten es Stoldt heimzahlen, daß er als „Außenseiter“ ohne Univ.-Lehrstuhl für NT die Markushypothese auf den Prüfstand stellte und für zu leicht befand. Ohne daß man fürchten muß, daß von dort gegen einen Autor, der die redaktionsgeschichtliche Forschung um alles in der Welt nicht zur Kenntnis nimmt und sie beispielhaft schlecht kennt, scharf geschossen werden wird, hat ihnen Tuckett mit seiner Widerlegung der Griesbachhypothese bereits einen Großteil der Arbeit abgenommen, günstigerweise auf Englisch, sodaß es die Anhänger Griesbachs auch ohne Mühe zur Verfügung haben. Eine echte und intensive Auseinandersetzung mit der internationalen Forschung der letzten 30 Jahre, besonders der redaktionsgeschichtlichen, würde für Farmer und seine Gruppe sicher von größerem Nutzen sein als die ständige Wiederholung alter Standpunkte, die niemanden überzeugt. „Die Wahrheit, nicht die Wiederholung wird euch frei machen“.

Druckfehler: *Riesner* (XVI), *Neiryneck* (XVII). Der Satz „His refutation . . .“ (XVII) vermengt zwei Aussagen und ist unlogisch formuliert. „They now had . . .“ (240) ist falsch und sinnstörend übersetzt.

Linz

A. Fuchs

C. M. Tuckett, *The Revival of the Griesbach Hypothesis. An Analysis and Appraisal* (SNTS MS, 44), Cambridge 1983 (Cambridge University Press), 255 Seiten, geb. £ 18,—

In den vergangenen zwei Jahrzehnten hat die hauptsächlich von W. R. Farmer initiierte Wiederbelebung der Griesbachhypothese besonders im englischsprachi-

gen Bereich die Lösung der Synoptischen Frage neu zur Debatte zu stellen versucht.¹ Unter Bestreitung der Zweiquellentheorie wird eine Abhängigkeit des Lk von Mt und eine solche des Mk von beiden propagiert, die das gegenseitige Verhältnis der Synoptiker zueinander richtig und befriedigend erklären soll. Wie Farmer und nicht unabhängig von ihm H. H. Stoldt behaupten, sei die These der Markuspriorität und damit die Zweiquellentheorie gar nicht aus wissenschaftlichen Gründen der Griesbachhypothese vorgezogen worden; vielmehr hätten verschiedene geistesgeschichtliche Zusammenhänge des 19. Jh., besonders die Bekämpfung von D. F. Strauß, zur Aufgabe der von ihm und anderen Tübingern vertretenen These Griesbachs geführt. Sie sei also zu unrecht vergessen worden und in Mißkredit geraten und dementsprechend gegenüber der Zweiquellentheorie, die als Lösung des Synoptischen Problems versagt habe (Probleme mit Q, minor agreements), wieder aus der Versenkung hervorzuholen – auch und besonders gegen den Widerspruch der Anhänger dieser weltweit akzeptierten Theorie. Man kann nicht bestreiten, daß Farmer und seine Gruppe, wenn auch zahlenmäßig begrenzt, durch eigens dafür veranstaltete Kongresse, Referate und Publikationen werbewirksam sehr geschickt die Aufmerksamkeit auf die Erneuerung der Griesbachhypothese gelenkt und verschiedentlich die Überzeugung zum Ausdruck gebracht haben, ihre Hypothese sei eine ernsthafte Herausforderung für die Zweiquellentheorie und habe das generell und wenig reflektiert übernommene Dogma der Markuspriorität entscheidend erschüttert. – Es ist das Ziel der (gekürzten) Dissertation von C. M. Tuckett (Univ. Lancaster, 1979), diesen Anspruch einer eingehenden Überprüfung zu unterziehen und der unterstellten Richtigkeit und Tragfähigkeit der Argumente der Griesbachhypothese an konkreten Einzelperikopen wie auch in bezug auf grundlegende Axiome ausführlich nachzugehen. Der Stil der Präsentation ist im Ton sachlich, Beschreibung und Kritik der Griesbachhypothese sehr eingehend und im allgemeinen überzeugend, sodaß man kaum eine Möglichkeit sieht, die Hypothese weiter zu vertreten, sofern sich jemand überhaupt von Sachargumenten leiten läßt.

Zu Beginn setzt sich der Autor mit dem historischen Argument auseinander und weist nach, daß kein *innerer* Zusammenhang des von Griesbach vertretenen Modells mit der Tübinger Schule besteht, sodaß die Zurückweisung der Hypothese keineswegs mit der Überwindung dieser Schule erklärt werden kann. Vielmehr waren die quellenkritischen Auffassungen der Tübinger selbst geteilt und wurde die Griesbachhypothese aus ganz anderen, sachlichen Gründen zurückgewiesen. Außerdem hat der Gang der Erforschung des synoptischen Problems nach Mei-

¹ Vgl. die vorausgehende Rezension.

nung Tucketts für eine tatsächliche Lösung nur begrenzten Wert, da nur der *Text* eine Antwort darauf geben kann, welche Theorie die beste ist.

Im 2. Teil, der sich mit Problemen allgemeineren Charakters befaßt, geht Tuckett zunächst auf die Kriterien ein, die Farmer aufstellt, um einen sekundären Text von einem primären unterscheiden zu können. Sie stellen sich zum Großteil als nicht tragfähig heraus und sind dadurch gekennzeichnet, daß ihr Urheber immer wieder Thesen formuliert, ohne dazu den konkreten Text allzuviel zu benötigen. Es ist typisch für Farmer und seine Anhänger, daß sie mehr die *theoretische* Frage wiederholen, warum es nicht so gewesen sein könne, wie die Griesbachhypothese behauptet, daß aber die *historische* Frage, wie der Text der Synoptiker *wirklich* entstand, gar nicht ernsthaft in Angriff genommen wird.

Im einzelnen prüft Tuckett die Doppelausdrücke bei Mk, das historische Präsens, die Reihenfolge und Auswahl des Stoffes, die Überschneidung von Texten im allgemeinen, das Zeugnis der urkirchlichen Literatur über die Entstehung der Evangelien, die *minor agreements* und schließlich die Überschneidung von Mk und Q, die alle für die Griesbachhypothese bzw. für die Zweiquellen Theorie von Relevanz sind und deren genaue Untersuchung Aufschluß darüber geben kann, welche Theorie dem synoptischen Phänomen eher gerecht wird. Gleich beim ersten Beispiel der Doppelausdrücke stellt T. fest, daß Farmer dieses Phänomen zu unkritisch betrachtet hat und zu unrecht für die Griesbachhypothese in Anspruch nimmt, da sich nur 17 von 213 Fällen als Vermengung von Mt und Lk erklären ließen. Beim historischen Präsens ist der Befund noch viel schlechter, denn hier stellt sich das Verhalten des Mk — nach dieser Hypothese — als ganz gegensätzlich heraus: Einerseits streicht Mk die Hälfte der Stellen mit hist. Präsens bei Mt, andererseits setzt er es 129mal aus eigenem ein. Im Abschnitt über die Reihenfolge des Stoffes bemängelt der Autor, und wieder mit Recht, daß Farmer und seine Anhänger bisher keinerlei überzeugende Erklärung dafür vorgelegt haben, warum Mk soviel wertvolles Material übergegangen haben soll, das er in seinen Quellen Mt und Lk fand, und daß weiters B. Orchard mit seinem Buch „Matthew, Luke and Mark“, Manchester 1976 die Abhängigkeit des Lk von Mt nicht einsichtig machen konnte. Auch T. R. W. Longstaffs Versuch, Gesetzmäßigkeiten literarischer Quellenvermengung herauszufinden, wird als gescheitert beurteilt, da seine Dissertation „Evidence of Conflation in Mark? A Study in the Synoptic Problem“, Missoula 1977 den sekundären Charakter des Mk als Kombination aus Mt und Lk nicht zu erweisen vermag. Nicht anders steht es mit D. L. Dungans Aufsätzen, die einen Sitz im Leben für das Mk-Ev im 2. Jh ermitteln wollen. Auch hier lasse sich dessen Behauptung nicht verifizieren, Mk sei geschrieben worden, um die Gegensätze zwischen Mt und Lk auszugleichen. Und auch die Inanspruchnahme der patristischen Zeugnisse durch Farmer

dafür, daß Mk *nach* Mt und Lk geschrieben worden sei, stehe auf schlechten Füßen. Schließlich kann der Autor Farmer auch nicht in der Frage der Mk-Q-Überschneidungen zustimmen (Mk 4,30–32; 3,20–30; 1,12f und 4,21–25 mit den jeweiligen Parallelen), denn in all diesen Perikopen erklärt sich das Phänomen nach Meinung Tucketts besser durch die These einer Überschneidung von Mk mit einer zweiten, von Mt und Lk benützten Quelle als durch das Griesbachmodell. Der Verfasser stellt fest: „Entweder folgte Mk an diesen Stellen einem ganz anderen Plan in der Behandlung seiner Quellen als sonst . . . oder es ist die zugrundeliegende Theorie der synoptischen Verwandtschaften falsch“ (92f).

Sosehr die Einwände gegen Farmer, Dungan, Orchard, Longstaff und auch die verwandte Position von E. P. Sanders zutreffen, sosehr bedauert man jedoch, daß Tuckett nicht – wenigstens in einem Nachtrag (das Ms war 1979 abgeschlossen) – die neuere einschlägige Literatur zu dieser Frage und den behandelten Perikopen zur Kenntnis nimmt und sich mit ihr auseinandersetzt.² Das hätte ihn davor bewahren können, irrtümlich der Quelle Q zuzuschreiben, was in Wahrheit ein erweitertes Stadium des Mk-Textes darstellt. Ähnliches muß natürlich für das Kapitel gelten, in dem Tuckett die Behandlung der Übereinstimmungen gegen Mk durch Farmer kritisiert. Obwohl sich die Griesbachhypothese als ungeeignet herausstellt, des Phänomens Herr zu werden, sind auch die Schwierigkeiten Tucketts gegenüber diesem Problem offenkundig, und es rächt sich die erwähnte Außerachtlassung der einschlägigen neueren Forschung. Da eine grundsätzliche Infragestellung des Erklärungsweges Tucketts bereits 1971 erschien,³ ist diese „splendid isolation“ in der Verwendung der Literatur umso erstaunlicher. Es sei noch erwähnt, daß T. sich nicht daran stößt, das von Farmer und anderen vertretene Urteil zu übernehmen, bei den *agreements* gegen Mk handle es sich nur um „kleine unbedeutende Änderungen“, die „den literarischen Zweck oder die theologische Absicht der Stellen . . . nicht ernsthaft berühren“ (62). Daß in dieser minimalistischen Beurteilung der Angelpunkt einer weitverbreiteten Fehleinschätzung liegt, die die Lösung des synoptischen Problems bisher verhindert hat und verhindern mußte, wird Tuckett nicht bewußt.

Nach diesen mehr grundsätzlichen Fragen, die von der einen wie von der anderen Hypothese beantwortet werden müssen, untersucht T. in zwei Abschnitten einzelne Perikopen der dreifachen (Mk-Stoff) und der zweifachen (Q-Stoff) Überliefe-

² Vgl. die in SNTU 8 (1983) 5, Anm. 1 sowie a.a.O. 9, Anm. 7–9 genannten Aufsätze und Stellungnahmen, soweit sie bis zum Druck von Tucketts Buch erschienen waren.

³ Vgl. A. Fuchs, Sprachliche Untersuchungen zu Matthäus und Lukas. Ein Beitrag zur Quellenkritik (AnBib, 49), Rom 1971, unter dem Stichwort „Dmk“, S. 202.

rung. Überall stellt sich Mk-Abhängigkeit des Mt und Lk und deren redaktionelle Verwendung von Q als plausibler heraus als das von der Griesbachhypothese geforderte Vorgehen des Mk. Leider ist jedoch die Tatsache, daß die Einwände gegen Griesbach und Farmer und teilweise gegen Orchard ihr Gewicht haben und von der Gegenseite schwer zu überwinden sein werden, auch in diesem Abschnitt (z. B. bei der Perikope über das größte Gebot Mk 12,28–34 parr) durch die erwähnte unkritische und falsche Voraussetzung belastet, bei den Übereinstimmungen gegen Mk handle es sich um Q, was vorhin schon als unzutreffend zurückgewiesen werden mußte. Von diesem Mißgriff des Autors abgesehen handelt es sich aber bei dieser Dissertation aber um eine kraftvolle Infragestellung der Erneuerung der Griesbachhypothese, von deren Vertretern Tuckett, wie schon andere vorher, mit Recht verlangt, sie sollten sich weniger in allgemeinen Behauptungen weitab von jedem Text ergehen als vielmehr anhand konkreter Perikopen das Zutreffen ihres Modells nachweisen, was zugleich eine Auseinandersetzung mit der gesamten, auf der Basis der Mk-Priorität geleiteten redaktionellen Forschung in sich schließen würde. Solange das nicht geschehen ist, besteht, wie Tuckett unterstreicht, wirklich „wenig Grund, die (Griesbach-)Hypothese neu zu beleben“ (187) und schlecht begründete Behauptungen endlos zu wiederholen. In der Eindämmung unkritischer und in die falsche Richtung führender Anstrengungen hat diese intensive Arbeit ihre zweifellosen Verdienste.

Linz

A. Fuchs

M. Bünker, Briefformular und rhetorische Disposition im 1. Korintherbrief (GTA, 28), Göttingen 1983 (Verlag Vandenhoeck und Ruprecht), 169 Seiten, kart. DM 30,—

In dem vorliegenden Beitrag zu einer Soziologie des Urchristentums wird im Sinne von G. Theissen aus der soziokulturell bedingten sprachlichen Gestalt der Korintherbriefe auf die soziale Stellung des Verfassers wie der Adressaten geschlossen. Dazu dient erstens eine Analyse ihres Zusammenhangs mit bzw. der Abhängigkeit von der antiken Brieftheorie, zweitens von der antiken rhetorischen Tradition. (Die S. 13 erwähnte Möglichkeit jüdischen Einflusses bleibt dabei außer Betracht.)

Die Untersuchung in den beiden sich so ergebenden Hauptteilen ist mit vorbildlicher Gründlichkeit durchgeführt. Sekundärliteratur wird in einer Weise verarbeitet, daß sie auch zu einem Einstieg in die profane Literaturtheorie dienen könnte.

Der erste Teil entwickelt zunächst abrißweise die antike Brieftheorie, für deren „Thematik und Phraseologie . . . mit einer festumrissenen Bildungstradition zu rechnen“ ist (Thraede). Diese Voraussetzungen werden dann auf die Analyse des 1 Kor angewendet und führen zu dem Ergebnis, daß er von der antiken Brieftheorie, vornehmlich der des Freundschaftsbriefes, geprägt ist. „Diese Prägung zeigt sich durch briefspezifische Topoi, Phrasen und Wendungen“ (S. 47). Aufgrund ähnlicher Situation ergibt ein Vergleich mit Senecas *epistulae morales*, daß die Korintherbriefe „in einer gewissen Abhängigkeit von der . . . Tradition des philophronetischen Lehrbriefes stehen“ (S. 75).

Der zweite Teil untersucht die rhetorische Disposition. An zwei charakteristischen Passagen, die nach den rhetorischen Gliederungsprinzipien *exordium*, *narratio*, *argumentatio*, *peroratio* analysiert werden, wobei eine derartige Analyse auch für das sachliche Verständnis bei auseinandergehenden Interpretationen hilfreich sein kann (z. B. S. 67), zeigt B., daß Paulus über „gewisse Kenntnisse der traditionellen Rhetorik, die – und diese Einschränkung ist durchaus angebracht – allerdings nicht allzu hoch veranschlagt werden dürfen“ (S. 75), verfügt. Daraus läßt sich schließen, daß der Brief nicht an die Ungebildeten in der Gemeinde von Korinth gerichtet sein kann, daß vielmehr der „implizite Leser“ der oberen Schicht angehörte. Der S. 17 vom impliziten Leser getrennte explizite („nachweislich der unteren sozialen Schicht angehörend“, S. 52) wird nicht mehr in Betracht gezogen.

In einem wichtigen Anhang über das Verhältnis von *Kerygma* und Rhetorik wird hervorgehoben, daß die grundsätzliche Abweisung der „Weisheit dieser Welt“ hier in einer Unterscheidung von „guter“ und „schlechter“ Rhetorik manifest wird. Paulus selbst steht in der Spannung zwischen seiner Kritik an der Rhetorik und der Notwendigkeit, sich in Hinblick auf die besonderen Adressaten ihrer zu bedienen, deren Inadäquatheit gegenüber dem eigentlich Unaussprechbaren des zu vermittelnden Gehalts er sich aber bewußt ist. So bleibt eine Spannung, die trotz prinzipieller Unlösbarkeit fruchtbar wird.

Wer in den Formulierungen „in einer gewissen Abhängigkeit von . . .“ und „gewisse Kenntnisse der traditionellen Rhetorik“ das Wort „gewisse“ zu betonen geneigt ist, den erinnert die Arbeit an die Schriftenreihe „Zetemata“ desselben Verlages, worin ein wissenschaftliches Problem exakt erörtert (und möglichst „erledigt“) werden muß, die Verdienstlichkeit der Untersuchung aber nicht geschmälert wird, wenn sie zu keinem spektakulär positiven Ergebnis geführt werden kann. Trotz Urteilen wie „das große rednerische Geschick des Paulus (S. 67 u. ö.), „genau geplante und geschickt konstruierte Rede“ (S. 73 u. ö.), „Fülle schulrhetorischer Erkenntnisse und Erfahrungen“ (S. 74) heißt es ja dann, daß „sich das rhetorische Engagement bzw. die rednerische Originalität des Apostels über ein sehr mittelmä-

ßiges Niveau – gemessen an den Vorstellungen der Rhetoriklehrbücher – kaum und selten hinausbewegt“ (S. 76). Es bleibt aber genügend Beweismaterial, um auf eine gehobene Stellung der Adressaten und von hier aus auf den Willen und die Fähigkeit des Autors, sich dieser anzupassen, zurückzuschließen, sodaß schließlich gesagt werden kann: „Ein gewisses Maß an rhetorischer Bildung wird man dem Apostel schwerlich absprechen können“ (S. 76). Wenn Paulus, „dem wir höchstens ein geringes Maß rhetorischer Schulbildung zusprechen können“ (S. 110, Anm. 158), „zurecht als Vertreter einer Theologie in statu nascendi bezeichnet“ wird (S. 80), dann dürfte man in ihm schon ein Vorspiel dessen sehen, „wie früh und wie bewußt das Christentum . . . sich zur geistigen Eroberung jener Schichten der antiken Gesellschaft entschlossen hat, die die Kultur bewahrten und die Geschichte machten“ (O. Gigon, *Die antike Kultur und das Christentum*, S. 8). Wenn (S. 16 und 110, Anm. 160) betont wird, daß die Briefe Literatur nicht mehr im Sinne eines sprachlichen Kunstwerks sind, sondern Produkt und Organ sozialer Gegebenheiten, dann erinnert das an O. Stählin's S. 1105 ausführlich begründete Behandlung der christlichen Schriftsteller in der „Geschichte der griechischen Literatur“ II/2 (1924) gegenüber der aus formalen Gründen noch zögernden Haltung W. v. Christ's in den ersten vier Auflagen (schon Wilamowitz hatte „allumfassend“ als Forderung aufgestellt), zumal die (sit venia verbo) „natürliche“ Beredsamkeit und Schriftstellerei des Apostels, die manchen „noch nicht“ Literatur zu sein schienen, das nur Künstliche, Literatenhafte dominierender Teile seiner Umwelt zur „nicht mehr“ zukunftsächtigen Literatur werden ließen. Ob die Quellen seines Talents „sei es von Natur, sei es durch die Schule oder wohl durch beides“ gespeist sind, wie Weiß S. 207 (und 210) formulierte, läßt sich trotz der genauen Analysen nicht weiter klären.

Linz

F. Weißengruber

R. Heiligenthal, *Werke als Zeichen. Untersuchungen zur Bedeutung der menschlichen Taten im Frühjudentum, Neuen Testament und Frühchristentum* (WUNT, II/2), Tübingen 1983 (Verlag J. C. B. Mohr), 374 Seiten, kart. DM 78,-

Die Absicht dieser bei Klaus Berger, Heidelberg, gefertigten Dissertation ist die energische Bestreitung einer angeblich im NT anzutreffenden pauschalen Disqualifizierung der menschlichen Werke als Zeichen menschlicher Selbstrechtfertigung. Für eine differenzierte Beurteilung sei zwischen der sozialen Bedeutung der Taten im innermenschlichen Bereich und ihrer Bedeutung vor Gott zu unterscheiden

(315). Um dies nachzuweisen, untersucht der Autor die Funktion der Werke in dreifacher Hinsicht: 1. in der Gemeinde, 2. gegenüber der Umwelt und 3. im Verhältnis des Menschen zu Gott. Dabei nimmt die Behandlung des 3. Aspekts den meisten Raum ein. Vorgeschaltet wird der Abschnitt „Beobachtungen zum Zeichencharakter der menschlichen Werke im pagangriechischen Schrifttum“. Am Ende der Arbeit findet sich eine „Zusammenfassende Wertung der Ergebnisse“ und neben den üblichen Verzeichnissen und Registern ein „Anhang mit Texten zur ägyptischen Vorstellung des Jenseitsgerichts“.

Der Titel „Werke als Zeichen“ läßt zunächst vermuten, daß ein joh. Thema behandelt wird, zumal die Monographie von *Wilhelm Wilkens* „Zeichen und Werke. Ein Beitrag zur Theologie des 4. Evangeliums in Erzählungs- und Redestoff“ (AThANT 35, 1969) vorliegt. H. jedoch behandelt joh. Fragen nur auf wenigen Seiten (84–92; 135–142). Darüber hinaus verwundert, daß er die nicht unbekannte Arbeit von Wilkens anscheinend nicht kennt. Wenn er nun Werke *als* Zeichen in weiten Partien des NT zu finden meint, so kann er sich freilich nicht auf eine dort weit gestreute semantische Zuordnung von ἔργα und σημεῖα berufen. Er unternimmt auch diesen Versuch nicht. Sein Buch könnte daher, weil er Zeichen nur am Rande als *biblischen* Begriff einführt, den Titel tragen: ἔργα als Zeichen. Aufhorchen läßt heute wahrscheinlich nicht nur den evangelischen Theologen, sondern auch den katholischen die Zielangabe, Werke als Zeichen menschlicher *Selbstrechtfertigung* zu definieren (315). Der Autor wird sicher wissen, daß er damit eine theologische Reizformulierung bringt.

Eine Auseinandersetzung mit H. ist bei den vielen von ihm herangezogenen ntl. Schriften bzw. Perikopen hier nicht in voller Breite möglich. So greife ich für diese Rezension nur wenige von ihm behandelte Texte heraus, und zwar solche, die m. E. von besonderer Relevanz sind, nämlich Jak 2,14–26; Gal und Röm.

Die Behandlung von *Jak 2,14–26* steht unter der Zielangabe zu zeigen, „wie man mit Hilfe der Ethik den Versuch unternahm, eine überprüfbare Grundlage des gemeinsamen Glaubens zu schaffen“ (26). Richtig erkennt H. die Eingebundenheit der Argumentation dieser Perikope in den Kontext (27). Bereits im Kettenschluß 1,3f wird das Werk als „Filiation des Glaubens“ betont herausgestellt (28f). Bedenklich wird es, wenn H. Glaube und Gesetz als „zumindest funktional identisch“ betrachtet (31) und dann sogar für Jak den Glauben als „ein Zusammenwirken von Wort und Tat“ „definiert“ sieht (32), kurz danach aber erklärt, nur der Glaube führe den Menschen zum ἔργον τέλειον. Inwiefern impliziert der Glaube die Tat, wenn auch nach H. für Jak die Dämonen glauben, Jak 2,19 (37)? Die Begrifflichkeit ist also unausgeglichen, Überinterpretation und Fehlinterpretation auf der einen Seite beeinträchtigen, was auf der anderen Seite an richtiger Erkenntnis vorliegt.

In seinen Ausführungen zum soziologischen Hintergrund von Jak 2,14–26 zeichnet er unter Berufung auf *Christoph Burchard* die Adressaten des Jak als „ortsansässige Bürger aus unterschiedlichen sozialen Schichten, die ihren Glauben mit beruflichen und familiären Pflichten vereinbaren mußten“ (45). In diesen Gemeinden „funktioniert dieser Liebespatriarchalismus nicht mehr, was wir für die Jakobusgemeinden wohl voraussetzen müssen, dann ist auch die gemeinsame ideologische (!) Grundlage des christlichen Zusammenlebens, der Glaube, in Frage gestellt“ (46). Weil Jakobus in 2,14–26 vehement gegen eine Verhaltensweise argumentiere, die diese Grundlage des Zusammenlebens in den hellenistischen Ortsgemeinden an der Wurzel gefährde, schein „die Annahme, daß Jakobus hier ‚Gegner‘ bekämpfe oder sich mit einem wie auch immer gearteten Paulinismus auseinandersetze, . . . diesem Sachverhalt nicht angemessen“ (46f). Das leuchtet allerdings gar nicht ein. Wenn Jakobus „auf eine typische . . . Konfliktsituation seiner Adressatengemeinden mit systematisch-theologischen Argumenten“ reagiert, dann ist nicht einzusehen, warum dies nicht eine Auseinandersetzung mit der Theologie des Paulus oder der irgendeines Paulinismus sein sollte. Das Verhältnis Jakobus - Paulus thematisiert H. in einem eigenen Abschnitt. Dabei polemisiert er gegen jegliche Auffassung, nach der Jakobus in der Wirkungsgeschichte des Paulus steht. Jakobus bekämpfe eine bestimmte christliche Haltung, während Paulus eine grundsätzliche Diskussion um den Heilsweg führe (50). Aber H. hat doch ausdrücklich erklärt, daß Jakobus mit systematisch-theologischen Argumenten reagiere. Nochmals: Wieso schließt eine systematisch-theologische Argumentation die vorhergehende Geschichte des theologischen Denkens aus? Die von H. behauptete „belegbare Möglichkeit, daß Jakobus und Paulus unabhängig voneinander auf die Abrahamtradition zurückgegriffen haben“, die er dann mit 1 Makk 2,52 begründet – „eine wesentlich bessere Vorlage als Röm 4“ – scheidet daran, daß Gen 15,6 sowohl in Gal 3,6 und Röm 4,3 als auch in Jak 2,23 zitiert ist, in 1 Makk 2,52 aber nur in seinem zweiten Teil. Jakobus kombiniert also die jüdische Abrahamsinterpretation (von Gen 22 her), die in 1 Makk 2,52 ihren Ausdruck findet, mit der bei Paulus vorfindlichen Zitation von Gen 15,6, wobei hier offenbleiben soll, ob Jak 2 direkt oder indirekt von Gal 3 und Röm 4 abhängt. Auch Paulus dürfte die jüdische Abrahamsinterpretation von Gen 22 kennen; er ist es aber, der gerade dieses Abrahamsbild bekämpft. Jakobus hingegen erneuert es – gegen Paulus.

Im Abschnitt „Die Funktion der Werke gegenüber der Umwelt“ behandelt H. als letzten Beleg den *Galaterbrief*, und zwar unter der Thematik „Werke als ‚Abgrenzung‘“. Entscheidend für sein Verständnis des Briefes ist, daß Paulus konkret (nur) an Speisegebote und Beschneidung denke, wenn er von den „Gesetzeswerken“ rede, die er primär soziologisch als Zeichen der Gruppenzugehörigkeit

faßt (133f). Die Begründung dieser Hypothese¹ geschieht nicht aus dem theologischen Argumentationsgefälle des Gal, also nicht aus eigentlich exegetischer Methode. Es unterbleibt, Gal 2,16 in diesem Gesamtrahmen zu exegisieren. Die Diskussion etwa um 3,10 wird mit keinem Wort erwähnt und somit auch nicht das Verhältnis von 5,3f zu 3,10 thematisiert. Statt dessen werden religionsgeschichtliche Parallelen oder was als religionsgeschichtliche Parallelen dekretiert wird, geboten, sei es aus Jub – die 1,23f genannte „Beschneidung des Herzens“ wird als eine Konzeption, die der des Paulus in Gal nicht unähnlich sei, angeführt (!) –, aus einer Inschrift des 2. Jh. n. Chr. über den Zeus Panamaros oder aus dem Kölner Mani-Codex.

Dazu eine grundsätzliche Bemerkung zur Methode! Es ist anzuerkennen, daß H. die religionsgeschichtlichen Texte der Umwelt des NT kennt und daß er sofort zu ntl. Texten solche Stellen aus religionsgeschichtlich interessanten Schriften zur Hand hat, die *terminologische* Parallelen aufweisen. Hier erweist sich seine Schülerschaft zu Klaus Berger. Aber seine so gute Kenntnis der Texte aus der Umwelt des NT verführt ihn leider dazu, sie immer wieder ohne methodische Reflexion und ohne Eingehen auf den jeweiligen historisch-theologischen Charakter der Texte voreilig als Beleg heranzuziehen. Belegstellen werden aus dem Zusammenhang herausgerissen, sie werden – wie in früheren Zeiten Bibelstellen für dogmatische Beweise – als *dicta probantia* herangezogen. Aus terminologischen Affinitäten werden religionsgeschichtliche Abhängigkeiten und Zusammenhänge willkürlich konstruiert. Nur wo sowohl der zu exegisierende biblische Text als auch der eventuell in Frage kommende Text aus der religionsgeschichtlichen Umwelt des NT aus je ihrem Zusammenhang dazu gebracht werden, das Ihre zu sagen, da und nur da würde es möglich sein, zu urteilen, ob man von religionsgeschichtlicher Parallele sprechen darf! Die religionsgeschichtliche Umwelt des NT kann nicht als Steinbruch benutzt werden, aus dem man sich nach Belieben „Passendes“ aussucht. Aber vielleicht mahnt uns Exegeten das bei Berger und seiner Schule zu konstatierende Übermaß an Zitation religionsgeschichtlicher Texte zum erneuten Nachdenken über die religionsgeschichtliche Frage: Wie sind die exegetische, religionsgeschichtliche und theologische Dimension in ihrem hermeneutischen Gefüge miteinander in die Interpretation der biblischen Texte einzubringen? Die uns aus der Jahrhundertwende aufgegebenen religionsgeschichtlichen Aufgabe ist immer noch nicht erledigt. Wenn uns der hier vorgelegte unzureichende Umgang mit religionsgeschichtlichen Texten erneut zur methodischen Reflexion anregt, hat er immerhin seinen heuristischen Wert.

¹ Sie wird neuerdings auch von J. D. G. Dunn, *The New Perspective on Paul*, in: BJRL 65, 95–122, vertreten. Ich werde mich an anderer Stelle in Kürze dazu äußern.

Zu H.s *Römerbriefinterpretation!* Bereits in den einleitenden Bemerkungen verweist er auf Röm 2. Und so spielt im Abschnitt über die Funktion der Werke im Verhältnis des Menschen zu Gott dieses Kapitel des Röm eine dominierende Rolle. In diesen Ausführungen zeigt sich, daß H. in der Lage ist, das inhaltliche Gefälle eines biblischen Textes adäquat zu erfassen und in diesem Sinne darzulegen. Deshalb ist es so schade, daß er dann plötzlich wieder statt zu exegesieren mit religionsgeschichtlichen „Parallelen“ jongliert. Er erkennt richtig den Argumentationsduktus bis Röm 3,20. Und ich freue mich, mit dem Autor im Grundsätzlichen in dieser Frage übereinzustimmen: „Paulus geht es also in der ganzen Diskussion 2,12–3,20 nicht um den Vorwurf der Werkgerechtigkeit, sondern gerade umgekehrt: der Apostel unterstreicht die Notwendigkeit der Gesetzeswerke für die endzeitliche Anrechnung der Gerechtigkeit mit Blick auf Juden und Heiden“ (288). Des weiteren sieht er m. E. in der umstrittenen Frage nach der Bedeutung des zweimaligen *νόμος* in Röm 3,27 richtig, daß der Begriff hier im eigentlichen Sinne als Torah in unterschiedlicher Sicht verwendet ist (300). Auch in der Bestimmung der „Gerechtigkeit Gottes“ als eines positiven Relationsbegriffs, wie er bereits im AT angelegt ist (289), kann ich ihm zustimmen. Doch unmittelbar danach erfolgt das *πρῶτον ψεῦδος*: Als Kraft Gottes sei sie nicht „selbst gerecht machend“, was ausdrücklich gegen *Rudolf Bultmann* geltend zu machen sei (289 und Anm. 346). Und mit Erstaunen liest man seine Folgerung: „... vielmehr kann der Mensch, der Gerechtigkeit als der Heiligkeit Gottes nur als Gerechter, d. h. frei von Sünden, begegnen“ (289). Hier ist paulinische Theologie radikal ins Gegenteil verkehrt.

Entschiedenem Widerspruch muß ich gegen H.s Auffassung, die für ihn freilich von höchster exegetischer und theologischer Relevanz ist, erheben, nämlich dagegen, daß unter der durch das Gesetz des Glaubens Röm 3,27 ausgeschlossenen *καύχησις* nicht der Selbstruhm der Juden aufgrund eigener am Gesetz orientierter Leistungen zu verstehen sei (301). Auch hier wird wieder nicht exegetisch aus dem Text heraus argumentiert, sondern ein Strauß religionsgeschichtlicher Parallelen geboten, wobei es für ihn auch ohne Belang ist, ob diese „Parallelen“ aus der Zeit nach 70 n. Chr. stammen! *Ulrich Wilckens* wird Gewährsmann: Das Evangelium fordere keinen Verzicht auf eigenes Handeln, was gegen Bultmanns „leistungsfeindliche“ Interpretation der paulinischen Rechtfertigungslehre zu sagen sei (306f). Aber H. zitiert jetzt Wilckens Auslegung von Röm 2 und 3! Daß das Evangelium keinen Verzicht auf eigenes Handeln fordert, hat nicht erst Wilckens gesagt. Warum hat H. hier nicht die so entscheidende Frage nach dem Verhältnis von Indikativ und Imperativ thematisiert – von mir aus, wenn er will, problematisiert? Gerade an dieser Stelle hätte er sich mit Bultmanns frühem Aufsatz über das Problem der Ethik (im Literaturverzeichnis genannt!) auseinandersetzen müssen.

Aber damit sind wir bei einem weiteren Grundfehler des Buches. Der Autor wollte zu viel. Er wollte das ganze NT hinsichtlich der Werke-Thematik behandeln und konnte deshalb weder die erforderliche Ausführlichkeit in der Exegese der in Frage kommenden Texte noch die erforderliche Diskussion mit der Sekundärliteratur leisten. (Die 321 genannten Titel der Sekundärliteratur im Literaturverzeichnis sind nur zum geringen Teil Gegenstand wissenschaftlicher Diskussion gewesen; andererseits fehlen wichtige Titel wie z. B. der bereits genannte W. Wilkens.) Die z. T. unmotivierte, z. T. deplacierte Heranziehung von Texten aus der Umwelt des NT hat weiten Raum für die so bitter notwendige Exegese genommen. Das religionsgeschichtliche multa garantiert aber kein exegetisches multum. So werden immer wieder Fragen angerissen, aber nicht wirklich durchdacht. Gewagte Thesen werden formuliert, umstrittene Sachverhalte unter Berufung auf die formale Autorität des Doktorvaters als geklärt behauptet; aber die nötige Kärnerarbeit, in der methodisch exakten Exegese den Text zum Sprechen zu bringen, ist nur ansatzweise getan. Der Verf. hat sich also bei der Thematik übernommen. Damit sind wir aber bei der Frage, ob der Doktorvater, der doch das Thema angeregt hat, eine so breit angelegte Thematik überhaupt verantworten konnte; ob er nicht durch die Zulassung einer so breiten Thematik den Doktoranden notwendig ins offene Messer laufen ließ. Der Doktorand hat aber an vielen Stellen gezeigt, daß er auch zu einer anders qualifizierten Arbeit fähig gewesen wäre.

Göttingen

H. Hübner

S. Kim, "The 'Son of Man' as the Son of God (WUNT, 30), Tübingen 1983 (Verlag J. C. B. Mohr), X + 118 Seiten, kart. DM 48,—

Diese monographische Studie ist das Resultat eines dreisemestrigen Aufenthaltes in Tübingen, während dem der Verfasser ein ausführliches Buch zum vielumstrittenen Thema „Menschensohn“ schreiben wollte. Seine Ratgeber konnten ihn jedoch davon überzeugen, daß es besser sei, dies zu einer Lebensaufgabe zu machen. So präsentiert er dem Leser statt dessen einen „Auszug“, den er anstelle der umfassenderen Untersuchung verfertigt hat. Seine These lautet, daß Jesus sich als den danielischen Menschensohn verstand, der in der Rolle des Ebed Jahwe von Jes 42–61 die Funktion Israels als Volk Gottes stellvertretend zur Erfüllung bringen sollte. Durch seinen stellvertretenden Tod schuf er Heil für Israel und die Heiden. — Obwohl auch kürzer gehaltene Thesen ihren Vorteil haben können, wird mancher Leser doch an vielen Stellen eine gründlichere Auseinandersetzung mit dem angeschnittenen Thema vermissen. Gerade bei sehr komplexen Fragen wird man, wenn

man die Sache weiterbringen will, kaum auf sie verzichten können. — Die Zitationsweise (Fußnoten und Literatur) ist eigenwillig und ohne Konsequenz, Seitenangaben hält K. kaum für nötig (Lit.). Man kann nicht bestreiten, was der Verfasser selbst im Vorwort deutlich zum Ausdruck bringt, daß nämlich das Buch "was written and revised hurriedly".

Linz

A. Fuchs

R. Kratz, Rettungswunder. Motiv-, traditions- und formkritische Aufarbeitung einer biblischen Gattung (EH, 23/123), Frankfurt - Bern - Las Vegas 1979 (Verlag P. Lang), XI + 559 Seiten, kart. sfr 83,—

Diese umfangreiche, bei R. Pesch geschriebene Dissertation, die laut Auskunft des Vorwortes noch um zahlreiche griechische Texte gekürzt ist, versucht den religionsgeschichtlichen Hintergrund und den theologischen Inhalt der ntl. Rettungswunder zu erarbeiten, die der Autor in Seenotrettungswunder (Teil A, 1–350) sowie Türöffnungs- und Befreiungswunder (Teil B, 351–545) unterteilt. Die Arbeit ist durchgehend durch eine sehr breite Darstellung des gesamten in Frage kommenden Vergleichsmaterials gekennzeichnet, das soweit wie möglich im griechischen, lateinischen oder hebräischen Urtext zitiert und gleichzeitig in deutscher Übersetzung wiedergegeben wird. Die zahlreichen Parallelen lassen nicht daran zweifeln, daß eine Reihe ntl. Texte zumindest in ihrer sprachlichen Gestalt von vorgegebenen Vorstellungen beeinflusst ist. Kratz rechnet Mk 4,35–41 (Stillung des Sturmes); 6,45–52 (Seewandel Jesu) und Apg 27 (Seesturm und Schiffbruch während der Romreise des Apostels Paulus) zur einen Gruppe; Apg 5,17–42 (wunderbare Befreiung der Apostel); Apg 12,1–19 (20–25) (wunderbare Befreiung des Petrus) und Apg 16,11–40 (wunderbare Befreiung des Paulus und Silas) zur anderen. Theologisch „(geht es) in beiden Gruppen von Wundergeschichten... um die Überwindung feindlicher Mächte, die Besiegung von Natur- und Staatsmacht“ (3). Traditionsgeschichtlich stellt sich heraus, „daß Türöffnungs- und Befreiungsdarstellungen eine genuin und typisch hellenistische Untergattung repräsentieren“ (11), während die erste Gruppe viel stärker atl. verankert bzw. vorbereitet ist. Für Mk 4,35–41, das stellvertretend für die übrigen Beispiele angeführt werden soll, ergibt sich: „Eine tatsächliche Begebenheit im Leben Jesu als Entstehungsanlaß der Wundererzählung läßt sich nicht verifizieren“ (217). Theologisch zeigt die Erzählung „Jesus in der Rolle und Funktion Jahwes als souveränen Herrn über die Chaosmächte“ (aaO.). Gerade auf diesem Hintergrund wirkt es nicht ganz überzeugend, daß die Geschichte auch der Aussage „Jesus ist mehr als Jona“ dienen soll, wie der

Autor fast im selben Atemzug meint, da Jesus nach dieser Interpretation sowohl die Rolle Jahwes wie die des Jona repräsentierte. Für die drei Wunder der Apg faßt K. selbst das Ergebnis so zusammen: „Die drei Befreiungswunder der Apostelgeschichte sind missionstheologisch ausgerichtete Legenden, Meilensteine auf dem Weg zum „akōlythōs“ am Ende des Buches“ (499), oder wie K. in anderem Zusammenhang formuliert: „Der Sache Gottes ist kein Widerstand gewachsen“.

Ohne daß hier im Rahmen dieser Rezension noch weiter auf Details eingegangen werden kann, scheint es das Verdienst dieser Arbeit zu sein, daß sie durch das angehäuften Vergleichsmaterial anschaulich macht, wie die zitierten ntl. Perikopen in vielen Einzelzügen und Motiven von zeitgenössischen Vorstellungen abhängig sind, mit deren Hilfe sie ihre spezifisch christliche Aussage machen. Daß diese noch deutlicher als es geschieht aus dem schillernden Mosaik der Einzelelemente hervortreten möge, ist vielleicht nicht nur der Wunsch des Rezensenten. Jedenfalls kann man sich vorstellen, daß auf der Grundlage dieser Untersuchungen vor allem für die Praxis, aber nicht nur für sie, andere weiterarbeiten und dabei das theologische Profil der Stücke deutlicher nachziehen und noch greifbarer zum Ausdruck bringen. Denn trotz vieler erhellender Zusammenhänge gewinnt man den Eindruck, daß in dieser Hinsicht das Maß des Denkbaren und Nützlichen, zum Teil auch des Notwendigen, noch nicht ausgeschöpft ist.

Linz

A. Fuchs

J. Lambrecht, Ich aber sage euch. Die Bergpredigt als programmatische Rede Jesu (Mt 5–7; Lk 6, 20–49), Stuttgart 1984 (Verlag Katholisches Bibelwerk), 252 Seiten, kart. S 249,60

Es gehört zu den unabdingbaren Aufgaben jeder Wissenschaft, die Ergebnisse mühsamer und oft langdauernder Forschungsarbeit in Zusammenfassungen und Überblicken über die Grenzen des Faches hinaus in allgemein verständlicher Weise zugänglich zu machen. Lambrecht hat diese Arbeit für das wichtige Thema der Bergpredigt geleistet, ohne daß damit dem Leser jede eigene Anstrengung erspart würde. Der Verfasser war ausdrücklich bestrebt, mit den Resultaten der modernen exegetischen Arbeit auch einen Blick in den Gang der Forschung zu vermitteln und so jedem auch die Möglichkeit zu geben, sich selbst ein Bild von der Verlässlichkeit der einzelnen Thesen und Argumente zu machen. Man muß es zu den großen Verdiensten dieses Buches rechnen, daß es immer wieder nach der theologischen Tragweite des Textes fragt und dies auf den verschiedenen Ebenen des historischen

Jesus, der Logienschrift bzw. anderer urkirchlicher Traditionen und der beiden Evangelisten Mt und Lk. Der Darstellung kommt sicherlich zugute, daß einzelne Kapitel schon früher für sich erarbeitet und der ganze Stoff in wiederholten Vorlesungen behandelt wurde. Um sein Ziel einer Brauchbarkeit für weitere Kreise zu erreichen, hat L. auf alle wissenschaftlichen Anmerkungen verzichtet, dem Buch dafür aber nach den verschiedenen Kapiteln Listen mit der neuesten Literatur beigegeben, die eine selbständige und eingehendere Beschäftigung mit den Problemen ermöglichen sollen. Zu erwähnen ist eine sehr brauchbare Beilage, auf der der deutsche Text der zwei Fassungen in Gegenüberstellung gedruckt ist, was auch einem Laien auf den ersten Blick ein leichtes Erfassen der Unterschiede der beiden Versionen ermöglicht. Mit einem Epilog, der sehr ins Praktische geht und über dessen Notwendigkeit man vielleicht verschiedener Meinung sein kann, beschließt der Autor das Buch, das vielen zweifellos große Dienste leisten wird.

Linz

A. Fuchs

S. Ruager, Das Reich Gottes und die Person Jesu (ANTI, 3), Frankfurt - Bern 1979 (Verlag P. Lang), 219 Seiten, kart. sfr 43,-

Die vorliegende Monographie stellt die Übersetzung eines dänischen Buches dar, das auf eine Lizentiatsarbeit zurückgeht, die der Verfasser 1975 der Univ. Aarhus eingereicht hat. Er schließt sich in vielem eng an seinen Lehrer H. Simonsen an und zeigt zugleich den Einfluß von O. Betz und O. Michel, denen R. bei einem Studienaufenthalt in Tübingen begegnet ist. O. Betz, der Herausgeber der Reihe (ANTI), begrüßt in einem zweiten Vorwort die deutsche Veröffentlichung ausdrücklich, weil sie die in der Abhandlung verwertete, aber schon aus sprachlichen Gründen weniger bekannte Forschung der skandinavischen Neutestamentler zugänglich macht. Darüber hinaus aber auch deshalb, weil sie in besonnener und konstruktiver Weise dazu beiträgt, den „garstigen Graben“ zu überwinden, der in weiten Gebieten der deutsch-protestantischen Exegese, wenn auch nicht nur dort, zwischen der angeblich unmessianischen Botschaft Jesu bzw. seinem unmessianischen Auftreten und dem christologischen Kerygma der Apostel klafft. Der Leser weiß also von allem Anfang — was sich dann an zahlreichen Stellen bestätigt —, daß die in vielen Fällen durch bewußte oder unbewußte Vor-entscheidungen bestimmten Positionen Bultmanns kritisch aufs Korn genommen werden und sich dabei, um das Resultat schon hier vorauszunehmen, oft als unhaltbar erweisen. Dem Autor geht es positiv um die „Bedeutung der Person Jesu für das von Jesus verkündigte

Gottesreich“ (11) und um den möglichen Nachweis des Messianischen in seiner Person und seinem gesamten Auftreten.

Im ersten Kapitel wird die Voraussetzung der „Formgeschichte“ von der schöpferischen Urgemeinde hinterfragt und die Bedeutsamkeit des behaupteten soziologischen Bedürfnisses bestritten. Statt dessen gewinnen historische Beobachtungen größeres Gewicht (22) und wird eine Fragestellung, wie sie von J. Jeremias, M. Hengel, J. Roloff, H. Simonsen und anderen vertreten wird (neuestens könnte man den Tübinger Arbeitskreis mit dem von P. Stuhlmacher herausgegebenen Sammelband „Das Evangelium und die Evangelien“ anfügen), eingeschlagen (24). Konsequenter kommt die These Ph. Vielhauers zur Debatte, daß die Gottesreichverkündigung Jesu gänzlich unmessianisch war und alle Menschensohnbezeichnungen Jesu unhistorisch seien. Weil „in keinem der synoptischen Menschensohnworte eine Aussage über das Reich Gottes vorkommt“ (33), diese Verkündigung aber andererseits für Jesus kennzeichnend ist, hatte dieser den Schluß gezogen, daß es „unmöglich“ sei, „daß Jesus selbst das Kommen des Menschensohnes erwartet hat, geschweige denn sich selbst mit ihm identifiziert hat“ (38). „Es ist die Gemeinde, welche die Verkündigung Jesu und sein Tun mit den Vorstellungen vom Menschensohn verflochten hat“ (aaO.). Mit dem Hinweis auf Dan 7,13 gelingt es Ruager jedoch, die vorausgesetzte Trennung der Begriffe als falsch zu erweisen, sodaß sich auch die Folgerungen Vielhauers nicht als verläßlich herausstellen. In dem kurzen Abschnitt über die messianischen Hoheitstitel (45–47) legt der Autor alles Gewicht darauf, daß man nicht an den titularen Bezeichnungen haften darf, sondern nach der dahinterliegenden Sache fragen muß. Nach seiner Überzeugung „(bleiben) die Evangelien im Grunde genommen unverständlich . . ., wenn man von dem Messiasbewußtsein Jesu absieht“ (46). Diese These wird in den folgenden Kapiteln an zahlreichen Einzeltexten überprüft, an der Berufung Jesu Mk 1,9–11, ältesten Traditionsstücken wie Mk 2,1–12 oder 2,18–20 und verschiedenen Gleichnissen und Gleichnishandlungen, unter denen besonders Mk 4,3–8 (Sämann); 26–29 (selbstwachsende Saat) und 12,1–12 (Weingärtner) beachtlich sind. Überall stößt R. auf ein Bewußtsein Jesu, das man als messianisch bezeichnen muß. „Da findet sich auch nicht die geringste Spur von einer unmessianischen Schicht innerhalb des Erzählungsstoffes“ (77) stellt er für diesen Teil der mk Tradition fest, und in dem von ihm untersuchten Gleichnisabschnitt ist es dasselbe. Sogar bei dem von vielen der Urkirche zugerechneten Stoff Mk 12,1–12 entdeckt der Verfasser im Anschluß an M. Hengel eine sehr starke und plausible Verankerung in der Situation des historischen Jesus und zeigt sich das von anderen geleugnete messianische Bewußtsein Jesu deutlich.

Insgesamt scheint es R. mit seiner Dissertation gelungen zu sein, den Blick wieder für eine Dimension des synoptischen Textes geschärft zu haben, die von der „kritischen Exegese“ zu unrecht und sehr voreilig bestritten wurde und die für die Tradition wesentlich ist. Selbst wenn man sich manchmal eine noch eingehendere Auseinandersetzung mit der Literatur vorstellen könnte (zu Lk 14,15–24 ist z. B. A. Vögtle nicht einmal erwähnt, bei der Taufe Jesu fehlen sowohl R. Pesch wie F. Lentzen-Deis), hat R. damit einen wertvollen Beitrag dazu geleistet, daß die Exegese, wenigstens dort, wo sie sich zu sehr in theoretische Konstruktionen verirrt hat, wieder mehr auf den Boden der Realität zurückkehrt und nicht ausgerechnet den Kern und Ausgangspunkt der Überlieferung als unhistorisch leugnet.

In Anbetracht dieser Verdienste fällt es weniger ins Gewicht, daß die Übersetzung stellenweise zu wünschen übrig läßt und nicht überall ganz deutsch geraten ist. Auch in der Zitierweise könnte man sich mehr Klarheit und Konsequenz vorstellen.

Linz

A. Fuchs

A. Sand, *Reich Gottes und Eheverzicht im Evangelium nach Matthäus* (SBS, 109), Stuttgart 1983 (Verlag Kath. Bibelwerk), 82 Seiten, kart. DM 23,30

In diesem schmalen Bändchen ist der Autor bestrebt, das schwierige Eunuchenlogion Mt 19,10–12 nach einem Überblick über die ältere und jüngere Auslegungsgeschichte neu zu interpretieren. Als bedeutsam für ein angemessenes Verständnis stellen sich die jüdische Eheauffassung, die Verwandtschaft des Wortes mit anderen, provozierenden Logien Jesu über die Nachfolge und Probleme der Mt-Kirche heraus. Auf dem Hintergrund des jüdischen, besonders des rabbinischen Denkens („jeder Jude, der kein Weib hat, ist kein Mensch“), hat das Reden vom „Eunuchen um des Himmelreiches willen“, auch wenn es nur übertragen gemeint war, einen negativen Unterton. Jesus greift damit absichtlich Vorwürfe gegen ihn selbst und die Jünger auf, um dadurch wie in anderen Nachfolgesprüchen, die alle „aus dem Rahmen des Alltäglichen, Üblichen und ‚Normalen‘ herausfallen“ (74), provokant auf die Ausnahmesituationen hinzuweisen, in die sein Ruf ergeht. Für die Gemeinde des Mt „ist der Eunuchenspruch ein Legitimationswort, das Ehelosen um des Himmelreiches willen in der Matthäusgemeinde ihre Existenzberechtigung zuerkennt und sie gegen innergemeindlichen Argwohn, gegen Eiferer und Puristen jedweder Prägung . . . in Schutz nimmt“ (76). Entscheidend für ein Verständnis, an das eigens appelliert wird („wer es fassen kann, der fasse es“), ist der untrennbare Zusammenhang mit dem Anbruch des Himmelreiches, der allein solche „Appelle mit dem

Charakter des Unaufschiebbaren, Bedingungslosen und Totalen ermöglicht“ (77). – Es scheint dem Verfasser gelungen zu sein, ein anstößiges Logion durch Rückversetzung in den zeitgemäßen Kontext auch der heutigen Zeit akzeptabel zu machen.

Linz

A. Fuchs

L. Schenke, Die wunderbare Brotvermehrung. Die neutestamentlichen Erzählungen und ihre Bedeutung, Würzburg 1983 (Echter Verlag), 176 Seiten, kart. S 182,40

Der Verfasser versucht in diesem ohne jeden wissenschaftlichen Apparat geschriebenen und deshalb wohl für einen weiteren Leserkreis berechneten Buch, die Eigenart der ntl. Erzählungen von der Brotvermehrung und ihre Bedeutung in einfacher Sprache verständlich zu machen. Er geht aus von einem Katalog von Fragen und Beobachtungen, die geeignet sind, Zweifel an der Historizität der Berichte zu wecken. Durch literarischen Vergleich kommt er zu dem Ergebnis, daß Mt 14,13–21 und Lk 9,10–17 von Mk 6,30–44 abhängig sind, ebenso wie Mt 15,32–38 nur auf der Grundlage von Mk 8,1–9 verständlich wird. Theologisch ergibt sich: „Matthäus und Lukas haben keine Kenntnis vom Ereignis selbst gehabt“ (33), so daß man fragen muß, „ob unsere historische Fragestellung den Texten gerecht wird“ (34). „Wollten wir diese Zeugnisse des Glaubens“, die die sechs verschiedenen Erzählungen der Evangelien darstellen, „nur mit dem Blick des Historikers betrachten, wir würden ihre eigentliche Dimension gar nicht wahrnehmen“ (aaO.). Der weitergehende Vergleich erbringt, daß Mk 6, Mk 8 und Joh 6 literarisch voneinander unabhängig sind, da sich keine wörtlichen Parallelen finden. Doch liegt ihnen dieselbe Struktur zugrunde, die nach atl. Vorbildern ausgerichtet ist. Ein Urbericht wurde in der Tradition verschieden ausgestaltet und jeweils neuen theologischen Zielen dienstbar gemacht. Ohne daß diese Varianten hier näher erläutert werden können, sollen die wichtigsten Inhalte von Mk 6 angeführt werden: Der Erzähler hat „am Wundervorgang selbst überhaupt kein Interesse“ (91). Ihm ist wichtiger, daß das Volk wie eine Herde ohne Hirten ist. „Er will damit etwas über den inneren Zustand der Volksmenge sagen, über ihre Gemeinschaftslosigkeit und Orientierungslosigkeit“ (aaO.). Die Mahlordnung in Gruppen erinnert an die Lagerordnung der Wüstenzeit, die z. B. in Qumran auch als Ordnung der „ganzen Gemeinde Israels“ für die messianische Zeit erwartet wird. Als neuer Moses führt Jesus also das sonst hirtlose Volk, er wiederholt die Wunder der Wüstenzeit (Manna) und übertrifft mit seiner Speisung von Tausenden auch Elisa, den größten

Wundertäter des AT, bei weitem. „Er ist der endzeitliche Prophet, der die alten Wunder neu und größer vollbringt“ (109). Aus all dem zieht Sch. die Folgerung: „Käme ein Kritiker mit der Behauptung, das Speisungswunder habe keinerlei historischen Hintergrund und würde aus dem einzigen Grund erzählt, weil man in Jesus all das erfüllt sah und glaubte, was Altes Testament und frommes Judentum erhofften, wir könnten ihn kaum widerlegen“ (117). Es ist nicht zu bezweifeln, daß Sch. mit diesen Beobachtungen und Überlegungen die Absichten und theologischen Anliegen der biblischen Autoren nicht nur den Praktikern und Katecheten nähergebracht hat.

Man bedauert auf diesem Hintergrund, daß der Verfasser anscheinend mit dem auch von vielen anderen mißachteten Problem der agreements gegen Mk, das die ganze Sicht der synoptischen Entwicklung betrifft, nicht vertraut ist und deshalb auch die Übereinstimmungen von Mt 14 par Lk 9 gegen Mk 6 völlig unterschätzt. Gerade für seine eigene Darstellung, die die sechs Erzählungen als verschiedene Entwicklungsstufen *einer* Grundtradition versteht, wäre die deuteromarkinische Schicht von nicht geringem Interesse und von theologischer Bedeutung gewesen.¹

Linz

A. Fuchs

Tadashi Saito, Die Mosevorstellungen im Neuen Testament (EH, 23/100), Bern - Frankfurt - Las Vegas 1977 (Verlag P. Lang), IV+241 Seiten, kart. sfr 57,05

Diese bei E. Schweizer angefertigte Dissertation geht in einem ersten Teil den vielfältigen Mosesvorstellungen bei Paulus, den Synoptikern (+ Apg), im Hebr, Joh-Ev und in der Apk nach. Im zweiten Teil bringt T. eine systematische Auswertung und behandelt das Verhältnis des Moses zu Christus und zur Kirche bzw. die Mosesvorstellungen des Judentums, der Apokalyptik und des außerpalästinischen Judentums. Ohne auf die verschiedene Einzelausprägung in den angeführten Schriften näher eingehen zu können, lautet das Resultat bezüglich der Typologie vom „neuen Moses“ überraschend: „Zugespitzt könnte man formulieren: Paulus versteht Christus *aus soteriologischen Gründen* (die Antithese Evangelium-Gesetz) nicht als neuen Mose. *Aus christologischen Gründen* können dies der Verfasser des Hb, der Evangelist Jh, der Verfasser der Offb (Überlegenheit Jesu über Mose durch eine von der Sophiavorstellung geprägte Christologie und den Gegensatz Himml-

¹ Vgl. als letzten Beitrag zum Phänomen der Übereinstimmungen gegen Mk meinen Aufsatz zur Versuchung Jesu in diesem Band.

sches - Irdisches) und Mt (Israel-Christus-Typologie) nicht tun, während bei Lk sein *Epochen-Gedanke* einem solchen Verständnis im Weg steht“ (162). Und auch „in Mk 6,32–44 sind keine mosaischen Motive erkennbar“ (50). Man vermißt, um nur ein Beispiel zu nennen, eine gründlichere Auseinandersetzung mit der gegenteiligen Auffassung, die z. B. in dem Brotvermehrungswunder Jesus als zweiten Moses vorgestellt sieht (z. B. R. Pesch, dessen Mk-Kommentar T. nicht verwendet!). Trotzdem hat das Buch als Sammlung und Erläuterung der wichtigsten ntl. Moses-traditionen seinen Wert und ist es ein erneuter Anstoß zur Beschäftigung mit einem wichtigen Thema.

Linz

A. Fuchs

S. Ben-Chorin, *Theologia Judaica. Gesammelte Aufsätze*, Tübingen 1982 (Verlag J. C. B. Mohr), X+212 Seiten, geb. DM 68,—

Diese „gesammelten Aufsätze“ sind ein Buch im Trend der modernen jüdischen Jesus-, Maria- und Paulusbücher, für den Ben Chorin selbst und P. Licide heute zu den bekanntesten Exponenten geworden sind. Grundlegend für diese Bewegung ist ein neuerwachtes Interesse an Jesus, der als Jude betrachtet und ins Judentum heimgeholt wird. Als typisch für die „gesammelten Aufsätze“, aber nicht nur für sie, kann man zitieren, was der Autor gleich im ersten Beitrag „feststellt“ und was seine stillschweigenden oder ausdrücklichen Voraussetzungen deutlich macht: „Während christliche Darstellungen Jesu meist bewußt oder unbewußt von einem dogmatischen Vorverständnis her geprägt sind, kann eine jüdische Vergegenwärtigung der Gestalt Jesu mehr aus einer Innensicht erfolgen, denn Jesus von Nazareth war ein Ur- und Nur-Jude, der im jüdischen Lande lebte, lehrte und litt“ (1f). Sosehr man es begrüßen würde, daß jüdische Autoren aus ihrer Kenntnis des Judentums, seiner Geschichte und seiner religiösen Überlieferungen Stellung nehmen zu den Texten des NT und auch zur Person und Lehre Jesu, sosehr verraten diese absoluten Eingemeindungs- und Reduzierungsversuche ihre Tendenz. „Wird die historische Gestalt [Jesu] spirituell überrundet, so besteht die Gefahr, daß ein Christus-Gespenst entsteht“ (6), meint der Autor und legt einem unkritischen Leser damit wohl nahe, der gesamte christliche Glaube von der heilsgeschichtlichen Bedeutsamkeit der Person Jesu sei ein theologisches Gebäude, das am historischen *Juden* Jesus nicht verifizierbar sei. Gemäß der auf allen Seiten des Buches hervortretenden Einebnungstendenz bringt sich der Verfasser von vornherein um die Möglichkeit, das Besondere und Eigentümliche an der Person und Botschaft Jesu zu erfassen.

Vater-Unser und Thora-Interpretation Jesu, seine Art, in Gleichnissen zu lehren, wie seine Kritik am Pharisäismus usw. zeigen Jesus nach Meinung Ben Chorins nur „im Kontext seiner Zeit“. „Mit alledem bewegt er sich auf der Linie der großen Lehrer Israels seiner Zeit“ (2). Daß Jesus etwa, um nur wenige Beispiele zu zitieren, mit dem Gleichnis von den Arbeitern im Weinberg Mt 20,1–15 oder denen vom „verlorenen Sohn“ bzw. vom „verlorenen Schaf“ das religiöse Denken gerade der führenden und maßgeblichen Kreise Israels bis auf den Grund in Frage stellt, sagt der Autor nicht und wird auch dem Leser verschwiegen. Wiederholt erwähnt Ben Chorin zwar, daß sich am Bekenntnis Jesu als Messias die Wege von Juden und Christen trennen, aber vom zumindest impliziten messianischen Anspruch Jesu erfährt der Leser wieder kein Wort. Statt dessen meint der Autor, die Entwicklung der ursprünglich judenchristlichen Kirche zur heidenchristlichen habe „zur Verfremdung der Gestalt Jesu geführt. Der kerygmatische Christus überschattete den historischen Jesus bis zur Unkenntlichkeit“ (9). Es wird dem Leser aber nicht ganz einsichtig, wie die christliche Kirche entstehen und bestehen bleiben könnte, wenn ihr eigentlich nur ein Gestrüpp kerygmatischer Behauptungen zugrundeliegt, die am Juden Jesus kein fundamentum in re haben. Jedenfalls hat aber Ben Chorin ein Heilmittel für die Fehlentwicklung bereit: „Dem Substanzverlust der heutigen Christenheit kann durch eine Wiedergewinnung der ursprünglichen Konturen Jesu gesteuert werden“ (10). Ohne daß hier auf weitere Argumentationen der angeführten Art eingegangen werden kann, ist es erstaunlich, daß der Verfasser die christliche Interpretation des NT sehr schlecht kennt, um nicht zu sagen, daß er ihr ausweicht. Ein gelegentlicher Hinweis dort und da in positiver oder negativer Weise genügt ja durchaus nicht, um das Gegenteil zu beweisen. So bedauert man, daß man die „gesammelten Aufsätze“ insgesamt als wissenschaftlich nicht wirklich ernst zu nehmend beiseitelegen muß, so sehr sie auch das neu erwachte Interesse des Judentums am „Bruder Jesus“ bezeugen und die ökumenische Einstellung Ben Chorins zu begrüßen ist. *Echte* Ökumene wird aber die *ganze* Wahrheit sehen müssen und die Texte des NT nicht nur durch das Filter der eigenen Interessen lesen dürfen. Wer den Sitz im Leben und die tatsächliche Intention ntl. Aussagen so unterschlägt wie Ben Chorin, wird dort und da zwar interessante Details bringen, führt aufs ganze aber von der Wahrheit eher weg als zu ihr hin.

J. D. M. Derrett, *Studies in the New Testament. I: Glimpses of the Legal and Social Presuppositions of the Authors*, Leiden 1977 (Verlag E. J. Brill), XXVI+220 Seiten, geb. hfl 80,—; II: *Midrash in Action and as a Literary Device*, Leiden 1978, X+229 Seiten, hfl 72,—; III. *Midrasch, Haggadah and the Character of the Community*, Leiden 1982, XII+261 Seiten, hfl 110,—

In den drei Bänden sind insgesamt 46 Artikel, alle aus den letzten 15 Jahren, abgedruckt, die sich mit nur wenigen Ausnahmen mit einzelnen Versen oder Perikopen der vier *Evangelien* befassen und die bis auf zwei schon vorher erschienen sind. Wie bei Sammelbänden üblich, wurden geringfügige Verbesserungen im Text und Ergänzungen am Schluß der jeweiligen Beiträge angebracht. Bezweifeln kann man, ob es bezüglich der italienischen Aufsätze nicht besser gewesen wäre, das ursprünglich englische Manuskript des Verfassers zu benutzen, um ihnen größere Verbreitung zu sichern. Alle Bände sind mit Namen- und Schriftstellenregister ausgestattet, was sehr hilfreich ist, um Material aufzustöbern, das man unter dem betreffenden Titel nicht unbedingt vermuten würde.

Die Aufsätze zeichnen sich durchgehend aus durch eine sehr ausgiebige Heranziehung religionsgeschichtlichen Vergleichsmaterials, besonders aus jüdischen Quellen, und durch starke Berücksichtigung der sozialen Verhältnisse der ntl. Epoche. Wem bekannt ist, daß der Verfasser nicht Neutestamentler, sondern Professor für Orientalisches Recht an der Universität London ist und daß er in Oxford Vorlesungen über Vergleichende Religionsgeschichte gehalten hat, wird davon nicht überrascht sein. Von diesem Hintergrund her wird, wenn auch nur teilweise, verständlich, daß diese Interessen und Denkformen oft allzusehr überwuchern und daß sie eine traditionelle methodisch-exegetische Interpretation der Texte häufig nicht recht aufkommen lassen. Mit Recht weist Derrett zwar darauf hin, daß in der heutigen Exegese des NT die jüdische Vorliebe für Midraschim zu beachten ist, wenn man der Aussageabsicht verschiedener Stellen gerecht werden will. Doch ist auch in dieser Hinsicht zu bemerken, daß „Midrasch“ kein Allheilmittel für schwierige Passagen sein kann, wie auch zu weit hergeholte Zusammenhänge und Hintergründe den Leser eher verwirren als ihm wirklich dienlich sind. Wenn man dies vor Augen hat, können auch die drei Bände als Materialsammlung, als Anstoß und Anregung für weitere, kritischere Arbeit, die der Phantasie methodisch strengere Grenzen setzt, sicherlich von Nutzen sein. So wie sie sind, erinnern sie an ein Wort, das der Verfasser selber im Vorwort des 2. Bandes (VIII), wenn auch mit anderer Absicht, zitiert: „Blessed is he who does not take the assumptions of the masters for truth!“ Für die erwähnten Anstöße wird jedoch jeder Leser dankbar sein.

H. Giesen, *Glaube und Handeln. 1: Beiträge zur Exegese und Theologie des Matthäus- und Markus-Evangeliums* (EH, 23/205), Frankfurt - Bern - New York 1983 (Verlag P. Lang), 172 Seiten, kart. sfr 42,—

In diesem Sammelband veröffentlicht Giesen sechs Aufsätze zum Mt- und Mk-Ev, die in den letzten Jahren (1970–1982) in verschiedenen Zeitschriften bzw. Festschriften erstmalig erschienen sind. Ganz kurz wird im ersten Artikel vom Autor die Frage zu beantworten gesucht, warum Josef bei Mt 1,19 als „gerecht“ bezeichnet wird. Die Antwort geht dahin, daß der Ausdruck nicht „gütig“ oder „gesetzestreu“ besagt, sondern den Sinn von „gehorsam“ enthalte. — Die zweite, längere Abhandlung zur Exkommunikation bei Mt kommt u. a. zu dem Resultat, daß Mt 18,15–17 in der überlieferten Form weder von Jesus noch von Mt stamme, sondern die Situation einer judenchristlichen Gemeinde widerspiegle. Die Gleichstellung mit Zöllnern und Sündern appelliere daran, den aus der kirchlichen Gemeinschaft Ausgeschlossenen als einen wie die Zöllner und Sünder (wieder) zu Gewinnenden zu betrachten. Der „Drei-Instanzen-Weg“, der auch in Qumran nachweisbar ist (21), scheint in der mt Form „aus der Erfahrung der jungen Christengemeinde gewachsen“ (71) zu sein und sucht analoge Fälle generell zu regeln. Ein Exkurs über außerbiblische Parallelen zur kirchlichen Exkommunikation (Qumran, Synagogenbann) erweitert die ursprüngliche Publikation. Im dritten Beitrag wendet sich der Autor dem Begriff „basileia ton ouranon“ und „Gericht“ im Mt-Ev zu. Zunächst wird der verbreiteten Auffassung widersprochen, „Reich Gottes“ sei durch „Reich der Himmel“ ersetzt aus jüdischer Scheu vor dem Gottesnamen, da Mt das Wort „theos“ 64mal verwendet. Absicht des Evangelisten sei vielmehr, den Ausdruck „Reich der Himmel“ mit dem bei Mt ebenfalls häufig verwendeten Begriff „Vater im Himmel“ zu parallelisieren. Dadurch werde das Element einer persönlichen Beziehung unterstrichen, und „von daher ist dem Begriff Himmels-herrschaft selbst der geringste Anschein von Despotie genommen“ (92). Im zweiten Teil kommt der Autor zu dem Resultat, daß „das Gericht . . . nichts anderes (meint) als die Festschreibung eines bereits vorgegebenen Zustands“ (102) bzw. daß der einzelne selbst das Urteil fällt.

In der anschließenden Besprechung des Mk-Kommentars von R. Pesch zweifelt Giesen daran, daß der Redaktor seine Tradition so wenig bearbeitet habe, wie der Verfasser vorgibt. — Sachlich bedeutsamer ist die Antwort auf die Frage, ob Jesus das nahe Ende der Welt erwartete (Mk 1,14f; 4,11f; 9,1). Im Gegensatz zu zahlreichen Stimmen bestreitet der Autor dies sowohl für Jesus selbst wie auch für die Urgemeinde, die vielmehr in ihren eigenen Erfahrungen „die Herrschaft Gottes in Macht gekommen“ sah (131). Die Nähe der Herrschaft Gottes (Mk 1,14f) wird als

neue, durch Christus vermittelte Gemeinschaft mit Gott interpretiert; Mk 4,11f wird so verstanden, daß das gegenwärtige Gottesreich selbst das Geheimnis ist, das „denen draußen“ verborgen und nur den Jüngern zugänglich ist. Gestützt wird diese Exegese durch die Beobachtung, daß „mysterion“ im AT und in Qumran die Begriffe „raz“ und „söd“ wiedergibt, die den verborgenen, jetzt aber einer bestimmten Gruppe geoffenbarten Ratschluß Gottes bezüglich ihrer Erwählung bedeuten. Die Gemeinde der Jünger Jesu weiß sich somit als jene Gruppe, denen bereits jetzt die Herrschaft Gottes gegeben ist. Auch Mk 9,1 bringt diese Überzeugung zum Ausdruck. — Vielleicht der schwierigsten Perikope widmet sich der Autor im letzten Artikel, der sich mit dem „verdorrten Feigenbaum“ und der „Tempelreinigung“ befaßt. Der Feigenbaum ist Symbol für Israel, das nicht nur unfruchtbar, sondern bis auf die Wurzel verdorrt ist. Seine heilsgeschichtliche Rolle ist beendet. Im neuen, von Jesus angekündigten Tempel ist Platz auch für die Heiden („hieron“ = Vorhof der Heiden). Aus dieser Androhung wird die Reaktion der Hohenpriester und Schriftgelehrten verständlich, die mehr an dieser Drohung Jesu als an seinem Verhalten Anstoß nehmen. — Abschließend läßt sich sagen, daß nicht nur die einzelnen Themen selbst von großem Interesse sind, sondern daß auch ihre jetzige leichte Erreichbarkeit zu begrüßen ist. Das Buch ist — abgesehen von wenigen Auslassungen S. 41, 118, 122 — fast fehlerfrei geschrieben und auch mit den nötigen Registern gut versehen.

Linz

A. Fuchs

K. H. Schelkle, Die Kraft des Wortes. Beiträge zu einer biblischen Theologie, Stuttgart 1983 (Verlag Katholisches Bibelwerk), 279 Seiten, geb. DM 35,—

Zur Vollendung seines 75. Lebensjahres hat das Kath. Bibelwerk Stuttgart diese Aufsätze des Jubilars, die seit 1967 in verschiedenen Publikationen erschienen sind, neu herausgegeben und mit einer Einführung zu Person und Werk des Verfassers durch M. Limbeck versehen. Die Beiträge umfassen die drei großen Bereiche Jesus — Paulus — Kirche und bezeugen in ihren einzelnen Themen und Fragestellungen nicht nur die Interessensgebiete des Autors, sondern spiegeln auch den Gang der wissenschaftlichen Exegese der letzten Jahrzehnte, besonders im katholischen Bereich, wider. Schelkle versteht es, die wesentlichen Punkte in sehr einfacher Sprache zu formulieren, sodaß seine Aufsätze, die zum Teil als Rundfunkvorträge entstanden sind, auch exegetisch nicht geschulten Lesern verständlich sein werden.

Nichtsdestoweniger haben sie auch theologisch-wissenschaftlich ihr Gewicht und sind auch heute, wo die Forschung dort und da inzwischen einen Schritt weitergegangen ist, noch eine gute Orientierung. Die maßvolle Ausgeglichenheit, die die Aufsätze Schelkles kennzeichnet, wird ihm wie bisher eine überkonfessionelle Leserschaft sichern. Daß Sach- und Schriftstellenregister die verstreuten Themen leicht greifbar machen, sei eigens dankbar erwähnt.

Linz

A. Fuchs

M.-Th. Wacker, Weltordnung und Gericht. Studien zu 1 Henoch 22 (fzb, 45), Würzburg 1982 (Echter Verlag), V + 315 + XL Seiten, kart. DM 48,-

Mit dieser Tübinger Dissertation (WS 1981/82 bei B. Lang) gewinnt die Autorin ihren Platz innerhalb einer erfreulich anwachsenden Zahl wichtiger Monographien zum äthiopischen Henochbuch (= 1 Hen). Eine Bearbeitung dieses Literaturkomplexes muß angesichts der großen Schwierigkeiten vorneweg gewürdigt werden. Bringt doch nicht bloß die Sprachbarriere, sondern ebenso die schwierige textgeschichtliche Situation der Henochliteratur eine gegenüber der biblischen Literatur zusätzliche Erschwernis. Daß es in letzter Zeit dennoch zu einem deutlichen Interessensschub auf diesem Gebiet kam, hängt mit der neu erwachten Aktualität der Apokalytik zusammen. Dies wiederum ist in engem Zusammenhang mit Neuorientierungen innerhalb traditions-geschichtlicher wie bibeltheologischer, aber auch religionsgeschichtlicher Positionen zu sehen.

In diesem Diskussionsrahmen nimmt nun die Henochliteratur einen wichtigen Stellenwert ein („Seit einigen Jahren ist das äthiopische Henochbuch zum Kronzeugen vorchristlich-jüdischer Apokalyptik avanciert“ 5), sodaß die Autorin aus der Klärung von Problemen der Henochliteratur sich Impulse für die Apokalyptikforschung überhaupt verspricht. 1 Hen ist nicht nur das umfangreichste apokalyptische Literaturwerk, es enthält auch in seinen älteren Teilen eine ganze Reihe von thematischen Schwerpunkten, deren paradigmatischer Charakter allein schon daraus erhellt, daß das sog. „Buch der Wächter“ (Kap 1–36) in seiner einst selbständigen Urgestalt wohl bis ins 3. vorchristliche Jahrhundert reichen wird — und damit noch deutlich vor der Danielapokalypse liegt! Die Untersuchung zeichnet sich darin aus, daß sie bei eindringender Detailanalyse von Kap. 22 dennoch den großen Problemhorizont ständig gegenwärtig hält.

In einem gerade auch in philologischer Hinsicht sorgfältig gestalteten 1. Teil (35–131) wird durch die Auswertung der äthiopischen, griechischen und aramäischen (in einer Reihe von Qumranfragmenten bekannt gewordenen) Version eine textkritisch abgestützte Textbasis geschaffen (deutsche Übersetzung S. 95f). Bei der qualitativen Einschätzung von Textvarianten wird auf den rezeptionsgeschichtlichen Aspekt ausdrücklich geachtet, was angesichts der viele Jahrhunderte auseinanderliegenden Rezensionen auf ein großräumiges Unternehmen verweist. Alle drei Versionen lassen eine mehrphasige Tradierung erahnen, was wiederum ein nachhaltiges jüdisches wie christliches Interesse an diesem Buch spiegelt. Die hier anschließende literarkritische Differenzierung innerhalb des Kapitels sieht als Grundbestand V. 1–4 (Rekonstruktion 131) an, der in V. 5–7 und 8–13 einen zweifachen thematischen Ausbau erfuhr. Mit Hilfe von „Stichwortkomposition“ (120) läßt sich ein Kontextgefüge erheben, das sich über Kap. 21–32 erstreckt, während Kap. 17–19 (erster Reisebericht) wohl als Vorlage für 21f gedient hat.

Der zentrale 2. Teil (132–288) unterwirft die thematischen und literarkritischen Einheiten V. 1–4.5–7.8–13 einer traditions- und motivgeschichtlichen Fragestellung, die sich nicht mit der Isolierung von Einzelmotiven und ihren Traditionsbezügen begnügt, sondern um die traditionsgeschichtliche Perspektive der Motivkonstellation bemüht ist. Angesichts der Tatsache, daß Kap. 22 „als der früheste jüdische Text (gilt), in dem die Konzeption eines zwischenzeitlich begrenzten Totenreiches faßbar wird“ (30), gewinnt die traditionsgeschichtliche Fragestellung an Brisanz. Zwar ist das Bildmaterial in V. 1–4 durchaus von den atl. Scheolvorstellungen mitbestimmt, doch wird im religionsgeschichtlichen Vergleich das Motivenensemble „Westen“, „Berg als Totenort“, „Unterwelt als Gefängnis“ trotz verschiedener Bezugslinien zu Ägypten und Ugarit situiert mit Hilfe der babylonischen Mythologie, was sich bereits im Entrückungsaspekt der Henochgestalt andeutet. Der Leser freilich empfindet gerade in der Diskrepanz von Kontextbewertung und dürftiger Dokumentation im Fall Mesopotamien eine gewisse Schwierigkeit. Die Passagen V. 5–7 und 8.13 laden vor allem hinsichtlich der Trennung von Toten vor dem Gericht zu einer religionsgeschichtlichen Sondierung ein. Hier wird nun reichhaltiges ägyptisches, iranisches und griechisches Anschauungsmaterial geboten. Während jedoch der iranische Traditionshintergrund mit beachtlichem Sinn für die überlieferungsgeschichtlichen Schwierigkeiten problematisiert wird (205–210), gewinnt der orphisch-pythagoreische Hintergrund in der platonischen Mythenrezeption an Gewicht.

Dennoch praktiziert die Verf. einen sensiblen Umgang mit diesem Traditionsbereich (in vormakkabäischer Epoche ist solche Motivanleihe beim Hellenismus gewiß leichter verständlich!), indem sie im Anschluß an J. M. Schmidt zwischen

Traditionsaufnahme und Traditionsverarbeitung unterscheidet (176). Der textbildende Grundimpuls, der dabei zu einer deutlichen Umprägung religiöser Umweltelemente führt, ist primär von einer Situation notwendiger Aktualisierung atl.-altisraelitischen Verständnisses von Gerechtigkeit und Weltordnung bestimmt. Kap. 22 stellt sich der religiösen Herausforderung in der „Erfahrung, daß die Gerechtigkeit Gottes, die für das Heil des Rechtschaffenen und für das Unheil des Frevlers bürgt, sich innerweltlich nicht durchsetzen kann“ (222). Nun sieht Wacker in der scharfen Trennung der vier Menschheitsgruppen nach Gerechten, nach Gerechtigkeit schreienden Ermordeten (= Abel), im Leben bestrafte Sündern, bisher nicht belangten Sündern und ihren Komplizen eben jenen atl. Anspruch der richterlichen Universalkompetenz Gottes noch über die Todesgrenze hinaus festgehalten. Der Totenberg wird begriffen als ein „Ort eschatologischer Rechtspflege“ (219) und der Zwischenzustand beschreibbar als ein „Szenarium der Prozeßvorbereitung“ (230–233), was freilich ein wenig dürftig begründet erscheint.

Die Textaussage von Kap. 22 gewinnt an Profil, wenn man die Gerichtsvision von Kap. 26–27 für die Interpretation heranzieht. Auch hier wird in gedrängter Darstellung der textkritischen Fragen eine Textbasis erstellt (236–240), ehe die literarkritische Analyse analog zu Kap. 22 einen ausgebauten Grundbestand zu erheben vermag (26,1.5.6+27,1). Von da aus wird nun gezeigt, daß die apokalyptisch qualifizierte Topographie Jerusalems sich ganz in der eschatologisch-apokalyptischen Tradition des AT weiß. Für Kap. 22 ergibt sich daraus einmal die Bestätigung dafür, daß die Interpretation trotz mannigfacher religionsgeschichtlicher Einzelbezüge mit dem apokalyptisch transformierten atl. Gerichtskontext zu rechnen hat. Zweitens gewinnt Verf. daraus einen genaueren Hinweis auf die Natur der Gruppe der „Verfluchten“ (27,2 und 22,11; ferner 1,9 und 5,4), was wiederum zur Konkretisierung der spezifischen Anfechtung führt, der sich die Verfasser des Wächterbuches mit ihrer Lesergemeinde ausgesetzt sehen: die „Sünder“ sind vom Jahweglauben abgefallene Volksgenossen. Ihre Sünde ist Lästerung (256f). Wenn nun nach Kap. 2–5 der Lobpreis der Herrlichkeit des Schöpfers den Gerechten auszeichnet, dann wird die Existenz des Lästerers zur Bedrohung der Schöpfungsordnung überhaupt. Mit anderen Worten: Die Interpretationskategorie „Weltordnung“ (schon im Titel der Monographie) erhält für das Henochbuch im Ganzen einen besonderen Stellenwert.

In einem nicht nur resümierenden, sondern verschiedene Grundfragen aufnehmenden Schlußteil (289–315) wird gezeigt, daß man von der Bedrohung der Weltordnung im Ganzen her das „Buch der Wächter“ zu sehen hat, wobei schon ein „betonter Rekurs auf atl. Erzählstoffe aus Gen 1–6“ (304) die Interpretationsrichtung nahelegt. Nicht nur, daß in der Henochgestalt Weisheit und Offenbarungsrolle

von der Kompetenz des Schöpfungslobes her verstanden werden müssen (was für die immer wieder zur Diskussion gestellte Affinität der späteren Weisheit zur Gnosis in Anschlag zu bringen wäre!), auch die Hoffnung auf richterliches Eingreifen Gottes gegen das Böse, das den Kosmos bedroht, eröffnet eine schöpfungstheologisch bestimmte Zukunftsperspektive. Daß der dem AT so wichtige Tun-Ergehen-Zusammenhang (vgl. das Referat der Position von Kl. Koch mit den wichtigen Präzisierungen von Fr. Horst 225–230) nicht an der Todesgrenze zerbricht, sondern im Endgericht seine letzte Verifikation findet, resultiert als henochische Erwartungshaltung gerade aus diesem präzisen Schöpfungswissen des Frommen, das der Lästere so bestreitet. Wacker sieht gerade in solcher schöpfungstheologisch ausweiteter Auseinandersetzung mit der Natur des Bösen in der gegenwärtigen Welt einen wichtigen Beitrag zur Bestimmung der Apokalyptik überhaupt.

In einem eigenen, eher für sich stehenden (aber durch die Auferstehungsdiskussion in der Fragestellung vorgegebenen) Kapitel wird die Frage aufgenommen, ob in Hen 22,13b eine vordanielische Auferstehungsdiktion bezüglich der Sünder zum Gericht vorliege oder nicht. Dabei wird überzeugend in der Weise argumentiert, daß diese (textkritisch sehr unsichere) Passage das Problem der Strafe für die Sünder im Gericht „nicht durch eine Erweiterung der Auferstehungserwartung (löst), sondern durch eine neue Funktionsbestimmung der Scheol . . . als einem Ort ewiger Gefangenschaft für die Sünder“ (280). Sympathisch ist dabei das Verständnis von Dan 12,2, wonach das „Erwachen zu ewiger Schmach“ für die Sünder im Blick auf Jes 66,24 lediglich „eine Hyperbel für ihre gewaltsame Vernichtung bzw. ihren definitiven Tod“ (269) darstellt.

Das Buch ist trotz eindringender Detailuntersuchung im Ganzen recht gut lesbar und hält durch seine ansprechende Diktion den Interessenspegel auch für den der Materie etwas fernstehenden Leser. Bisweilen versteht man allerdings nicht, aus welchen Gründen die motivgeschichtliche Sondierung unterschiedlich breit geleistet ist (z. B. die Wasserquelle für die Gerechten vgl. 233; der Preis der Herrlichkeit des Schöpfers vgl. 300f). Daß erst im Schlußteil (292f) und hier nur knapp über den gattungsgeschichtlichen Hintergrund des Visionsschemas gehandelt wird, welches doch Kap. 22 in der Formgebung sehr deutlich bestimmt (vgl. 100), wie auch erst jetzt der literarische Topos einer „Unterweltsfahrt“ ausdrücklich zur Sprache kommt (310–313), befremdet. Dies freilich schmälert den Wert der Monographie nicht. Es gehört zu ihrem besonderen Vorzug, daß sie zwischen Einzeltextanalyse und apokalyptischem Großhorizont zu pendeln versteht. Dadurch gewinnt nicht nur die Arbeit an der Henochliteratur, vielmehr sieht sich nach dem Urteil von Kl. Koch generell die Apokalyptikforschung durch solche Konzentration auf die Texte der Apokalyptik auf dem richtigen Wege. (Das in Photosatz veröffentlichte

Werk weist sehr wenige Druckfehler auf. In 257, Anm. 36 muß es aber wohl „Kap. VII“ heißen. Zu wünschen läßt die Wiedergabequalität; daß die Klebebindung mehrmaliges Lesen kaum aushält, ist ärgerlich).

Innsbruck

R. Oberforcher

STUDIEN ZUM NEUEN TESTAMENT UND SEINER UMWELT

Serie A (= Aufsätze), Band 8:

ALBERT FUCHS

Durchbruch in der Synoptischen Frage. Bemerkungen zu einer „neuen“ These und ihren Konsequenzen

HEINZ GIESEN

Christliche Existenz in der Welt und der Menschensohn. Versuch einer Neuinterpretation des Terminwortes Mk 13,30

JACQUES SCHLOSSER

Lk 17,2 und die Logienquelle

DAVID CATCHPOLE

Reproof and Reconciliation in the Q community. A study of the tradition-history of Mt 18,15–17.21–22/Lk 17,3–4

SIMON LÉGASSE

Le refroidissement de l'amour avant la fin (Mt 24,12)

INGO BROER

Noch einmal: Zur religionsgeschichtlichen „Ableitung“ von Jo 2,1–11

OTTO KNOCH

Charisma und Amt: Ordnungselemente der Kirche Christi

REZENSIONEN

STUDIEN ZUM NEUEN TESTAMENT UND SEINER UMWELT

Serie B (= Monographien), Band 6:

D. P. SECCOMBE

Possessions and the Poor in Luke-Acts, Linz 1983

Nach Ansicht des Verfassers wenden sich das Lk-Ev und die Apg bezüglich des Themas „Reichtum und Besitz“ nicht an die Armen, sondern vermitteln den Reichen Richtlinien und Räte in ihrem Verhalten gegenüber den Benachteiligten. Das Thema trifft also Aussagen über die wahre Jüngerschaft, die für die Theologie besonders in der Welt von heute von größter Bedeutung sind.